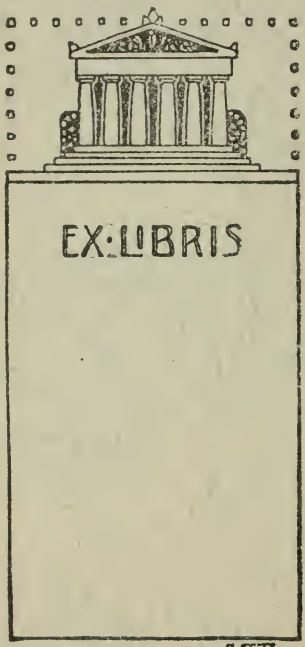
A
000 047 752
1
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Geschichte des jüdischen Volkes

von

Hans Meinhold


EX·LIBRIS
O·STOTZ

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Im Umfange von 150—180 Seiten
Geh. 1 M. · In Leinenband 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. :: :: :: :: Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.

Der weitere Ausbau der Sammlung wird planmäßig durchgeführt. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

✿

Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk

Geb. M. 1.80 — Geb. M. 1.80

Herausgegeben von Konrad Höller und Dr. Georg Ulmer

Reich illustrierte Bändchen im Umfange von 140 bis 200 Seiten

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. Buesgen. 2. Aufl.

„Unter den zahlreichen, für ein größeres Publikum berechneten botanischen Werken, die in jüngster Zeit erschienen sind, beansprucht das vorliegende ganz besondere Beachtung. Es ist ebenso interessant wie belehrend." Naturwissenschaftliche Rundschau.

Die Heide. Von W. Wagner.

„Alles in allem — ein liebenswürdiges Büchlein, daß wir in die Schülerbibliotheken eingestellt wünschen möchten; denn es gehört zu jenen, welche darnach angetan sind, unserer Jugend in anregendster Weise Belehrung zu schaffen." Land- u. Forstwirtsch. Unterrichtszeitung.

Im Hochgebirge. Von Prof. C. Keller.

„Auf 141 Seiten entrollt der Verfasser ein so intimes, anschauliches Bild des Tierlebens in den Hochalpen, daß man schier mehr Belehrung als aus dicken Wälzern geschöpft zu haben glaubt. Ein treffliches Buch, das keiner ungelesen lassen sollte." Deutsche Tageszeitung.

Vulkan und Erdbeben. Von Prof. Dr. Brauns.

Es ist erfreulich, daß hier eine erste Autorität des Faches ihre Wissenschaft in den Dienst der Allgemeinheit gestellt hat. Der behandelnde Stoff ist von allgemeinstem Interesse, besonders seit auch bei uns in Deutschland wiederholt größere Erderschütterungen sich einstellten und das Woher und Warum sich auf aller Lippen drängt.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes. 2. Aufl.

„Eine klare und gemeinverständliche Arbeit, erfreulich durch die weise Beschränkung auf die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft; erfreulich auch durch den lebenswarmen Ton." Frankfurter Zeitung.

Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt. Von Dr. W. Gothan.

Der Verfasser bespricht zunächst die geologischen Grundbegriffe, geht dann auf die Art der Erhaltung der fossilen Pflanzenreihe ein und schildert die Vorgeschichte der großen wichtigsten Gruppen des Pflanzenreiches der Jetzt- und Vorzeit.

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
133

Geschichte des jüdischen Volkes

von seinen Anfängen bis gegen 600 n. Chr.

Von

D. Hans Meinhold
ord. Professor an der Universität in Bonn

1916
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Anfänge	1
2.	Von Saul bis Salomo	3
3.	Von der Reichstrennung bis zur Zerstörung Jerusalems	8
	a) Die jüdischen Propheten im achten Jahrhundert	8
	b) Das Deuteronomium	11
4.	Die Verbannung nach Babel	17
5.	Der Wiederaufbau	25
6.	Die jüdische Gemeinde von Esra bis zum Untergang des Perserreiches	29
7.	Juden und Griechen	48
8.	Geistige Strömungen	58
9.	Unter römischer Herrschaft	71
10.	Herodes	73
11.	Von Herodes' Tod bis zum Fall von Jerusalem	78
	a) Die äußeren Verhältnisse	78
	b) Die letzten Tage	84
12.	Schluß	85
Sach- und Namenverzeichnis		105

2093372

Zur Literatur.

Als Werke, die zum genaueren Studium unseres Stoffes in Betracht kommen, sind zu nennen:

Stade: Geschichte des Volkes Israel. Bd. I 1887 (von den Anfängen bis zu Alexander d. Gr.) Bd. II 1888 von Oskar Holtzmann (von der griechischen Zeit bis zur Zerstörung Jerusalems).

Wellhausen: Israelitische und jüdische Geschichte in den verschiedenen, nicht sehr voneinander abweichenden Auflagen.

Guthe: Geschichte des Volkes Israel [3]. 1914.

Meyer: Entstehung des Judentums. 1896.
Geschichte des Altertums III 167—236.

Schlatter: Israels Geschichte von Alexander d. Gr. bis Hadrian. 1901.

Bertholet: Die jüdische Religion von der Zeit Esras bis zum Zeitalter Christi. 1911 (II. Bd. von der biblischen Theologie von Stade).

Schürer: Geschichte des jüdischen Volkes [3]. 1898. 1901.

Bousset: Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter [2]. 1906.

Otto: Herodes, Beiträge zur Geschichte des letzten jüdischen Königshauses. 1913.

Heman: Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems. 1908.

Grätz: Geschichte der Juden [4]. 1888.

Herzfeld: Geschichte des Volkes Israel. 1857.

Geiger: Das Judentum und seine Geschichte [2]. 1865.

Jost: Geschichte des Judentums und seiner Sekten. 1857—58.

Strack: Einleitung in den Talmud [4]. 1908.

1. Die Anfänge.

Es war um das Jahr 1300, als ein „Juda" benannter Stamm semitischer Kleinnomaden aus der arabischen Wüste in das von Kanaanäern besetzte und bebaute Kulturland hineindrängte. Es gelang ihm, einen kleinen Streifen des zwischen Mittelmeer und Totem Meere gelegenen Gebietes unmittelbar südlich von Jerusalem zu erobern und zu behaupten. Der Raum dieses etwa 30 : 90 km großen Ländchens genügte zunächst für die Bedürfnisse der gewiß nicht besonders zahlreichen Stammesgenossen. Es bot ihnen in dem von Jerusalem nach Bethlehem sich hinziehenden Tale Rephaim (Jes. 17, 5) sowie auf der zwischen Küstenland und judäischer Hochebene gelegenen „Schefela" Wald, Weideland und Acker genug (1. Kön. 10, 27; 1. Chr. 27, 28; 2. Chr. 1, 15; 9, 27; 26, 10). Sie konnten hier ihre Schafe und Ziegen weiden wie bisher und fanden auch Acker für Korn- und Obstbau. Gewiß war die Gefahr groß, daß auch Juda verschwand, wie das mit Schimeon und Levi geschehen ist, die gemeinsam mit ihm den Vorstoß gegen Südpalästina unternommen hatten (Richt. 1, 1 ff.). Sie wurden in den Eroberungskriegen fast ganz aufgerieben. Juda hingegen überdauerte diese Kämpfe siegreich und behauptete das eroberte Gebiet. Dem Zeitlauf des Krieges folgte das friedliche Beieinanderwohnen. Die Judäer hatten commercium und connubium mit den Vorbewohnern (vgl. 1. Mos. 38), die sich natürlich in dem Gebiet von Juda, wenn auch vielfach als eine der Herrenbevölkerung unterworfene Volksschicht, noch weiter erhielten. Es folgte eine derartige Verschmelzung durch Heirat und Handel, daß wir in der Königszeit eine aus kanaanäischen und judäischen Teilen vollkommen zusammengewachsene Bevölkerung vor uns haben. Doch sind und heißen die Bewohner dieses Landstriches Judäer. Das ist gewiß auffallend, da die nahe verwandten semitischen Kanaanäer die zugewanderten Judäer in die einem Nomaden fern liegende höhere Kultur des palästinensischen Bauern- und Städtelebens einführten. Wie kam es, daß hier die Besiegten nicht endlich die Sieger wurden, wie das sonst in ähnlichen Fällen

die Regel zu sein pflegt? Die Antwort kann nur lauten: die Verschiedenheit der Religion hat das bewirkt. Wie in dem polnischen Ansiedlungsgebiet Preußens vornehmlich evangelische Bauern zur Kolonisation verwendet wurden, weil der Unterschied der Konfession die zu leicht ihre Nationalität aufgebenden Deutschen vor einem Eingehen und Untergehen in polnischem Wesen und polnischer Nationalität behütet, so wird auch die in Kanaan unbekannte Verehrung des Nomadengottes Jahwe, dem man vorher am „Gottesberge" in der Wüste gehuldigt hatte, den eigentlichen Zaun zwischen kanaanäischer und judäischer Art gebildet haben. Gewiß übernahm ein Judäer, der in einen kanaanäischen Bauernhof hineinheiratete, mit dem Hof auch die Ahnen des Hofes und der Familie, übernahm auch die Feste des bäuerlichen Lebens; aber bei alledem gab er doch seinen Jahwe nicht auf. Vielmehr zeigte dieser sich als mächtiger denn die Götter des Landes. Die Feste des bäuerlichen Lebens mit ihrem dem altjudäischen Wesen vielfach fremden Kult wurden zwar übernommen; aber der Empfänger der Opfer und Gaben war jetzt Jahwe, nicht der Baal der Kanaanäer. Und wenn auch der einzelne nicht immer scharf zwischen Jahwe und Baal schied, was um so weniger zu verwundern ist, als „Baal" eigentlich „Herr" heißt und auch Jahwe als der „Herr", der „Baal" bezeichnet ward, so steht doch die Tatsache fest, daß die Judäer — und zwar nicht bloß die religiös höher Stehenden des Stammes — an Jahwe und damit an sich selbst festhielten. Er war ihnen der Gott. Er hatte dem Stamme Kraft und Sieg gegeben. Er, der Wüstengott, unterschied sich von den Göttern des kanaanäischen Bauernlandes ebenso sehr wie das Leben der Wüstensöhne von dem der festgesiedelten Bauern. Und mochte auch in das Bild und den Kult Jahwes mancher kanaanäische Zug Aufnahme finden und nicht immer zum Nachteil der Sache: es war doch Jahwe, in dem Baal, und nicht Baal, in dem Jahwe aufging. Jahwe treubleiben hieß für Juda sich selbst treubleiben, hieß bei dem Zusammenfließen mit kanaanäischen Teilen sich selbst siegreich behaupten. — Anders lag es gegenüber den Kampfgenossen Judas, Kaleb und Kajin. Mit ihnen verband Juda gleiche Heimat (wenn man die arabische Wüste, in der sie umherzogen, so nennen darf), gleiche Abkunft — es waren hebräisch-arabische Wüstenstämme — und gleicher Kultus. Auch Kajin und Kaleb erscheinen als Jahweverehrer. Kein Wunder, daß sie mit Juda in Kampf und Leben zusammenstehen und schließlich auch zu-

sammenfließen, kein Wunder auch, daß Juda als der kraftvollere dem ganzen von diesen vereinten Stämmen bewohnten Gebiet schließlich seinen Namen gab.

2. Von Saul bis Salomo.

Juda hatte darnach zusammen mit Kaleb und Kajin von der Eroberung an bis auf Saul seine eigene Geschichte. Der Kranz kanaanäischer Festungen (Jerusalem an der Spitze), der sich zwischen Juda und Ephraim wie ein Riegel einschob und behauptete, verhinderte ein Zusammengehen von Nord und Süd zu gemeinsamen Kämpfen. Erst die Not, nicht eigener freier Wille führte sie zusammen. Die beide Teile in gleicher Weise drückende Herrschaft der Philister trieb zur Einigung. Saul ward König im Ringen gegen diesen gemeinsamen Feind. So leistet ihm auch Juda Heerfolge, wie denn David aus Bethlehem sein Waffenträger und Feldherr wurde. Die Kanaanäer konnten anscheinend ein Zusammenschließen von Nord und Süd nicht mehr verhindern, wollten es am Ende auch nicht, da sie gewiß auch von philistäischer Not zu reden wußten. Jedenfalls zieht Saul ungehindert bis in das südlich von Juda gelegene Amalek und wirft es, doch vornehmlich im Interesse des von hier aus ständig bedrohten Juda, vollkommen nieder. Allerdings gehen die Judäer nach Sauls tragischem Ende wieder ihre eigenen Wege. Sie wählen David zum König, der vor Sauls Drängen schließlich auf philistäisches Gebiet übergetreten und ein Vasall der Philister geworden war. Das lag ihnen in der Tat nahe genug. Hatte David sich ja nicht nur als Kriegsheld hervorgetan, so daß selbst Saul ihm die doch in seinem Dienst erworbenen Lorbeeren neidete: er verstand es auch als Führer einer Freibeuterschar, sich durch den Schutz ihrer Herden bei den judäisch-kalibbitischen Kleinnomaden beliebt zu machen (1. Sam. 25, 14 ff.); und als philistäischer Vasall richtete er seine Raubzüge von Ziklag aus, wo er hauste, nicht etwa gegen seine Landsleute und die verbündeten Keniter und Kalibbiter, wie er den philistäischen Oberherrn glauben machte, sondern gegen die südlich von ihnen sitzenden Amalekiter und Hesroniter (1. Sam. 27). Und als diese zur Rache dafür Ziklag selbst erobern und plündern, so zieht er wieder gegen sie aus und schickt von der bei diesem Zuge reichlich gemachten Beute Teile an die Judäer, die Kalibbiter, Keniter usw. Kein Wunder, daß deren Auge sich nach den Sauls

Tode folgenden Wirren auf David richtet. Er kehrt nach Juda zurück und wird König des ganzen Südlandes, das er von dem ursprünglich kalibbitischen Hebron aus regiert. Auch die Nordstämme machen ihn zu ihrem König (2. Sam. 5, 1). Als solcher erobert er Jerusalem und erreicht so endlich den unmittelbaren Anschluß von Süd nach Nord. Nun lag einer Verschmelzung von Ephraim und Juda nichts mehr im Wege. Ja, David tat alles, um sie möglichst zu befördern. Bei der Verlegung seiner Residenz aus judäischem Lande in das auf benjaminitischem Gebiet gelegene Jerusalem spielte dieser Gedanke gewiß auch mit. Und doch erreichte auch er das Ziel nicht. Juda steht auch unter ihm als geschlossene Einheit den Nordstämmen gegenüber, und die Eifersucht zwischen Süd und Nord — von dem König selbst angestachelt (2. Sam. 19, 12 ff.) — wächst sich zu bedrohlicher, selbst nicht vor Empörung zurückschreckender Stärke aus (2. Sam. 19, 41 ff., 20, 1 ff.). Der Grund zu alledem war nicht, daß Juda von Haus aus mit Ephraim überhaupt nichts zu tun hatte. Die Meinung, als seien die ursprünglich einander vollkommen fremden Stämme Juda und Joseph erst — und zwar unter David — in Kanaan zusammengeflossen; als habe sich erst da die von inniger Verwandtschaft redende Patriarchen- und Eroberungssage ausgebildet, trifft kaum das Richtige. Die Israeliten erkennen David schon bei der Krönungswahl als von „ihrem Fleisch und Bein" an, sind sich also klar, daß sie einen der ihrigen zum Herrscher erküren (2. Sam. 5, 1 f.). Auch nehmen sie Juda gegenüber nur die Stellung des „Erstgebornen" in Anspruch, wissen in ihm also einen Bruderstamm (2. Sam. 19, 44). Nirgend schimmert in den Samuelerzählungen, die den berichteten Tatsachen doch sehr nahestehen, der Gedanke durch, daß Nord und Süd auch dem Blut und der Herkunft nach verschieden seien. Vielmehr: die besondere Geschichte, die jeder Teil durchgemacht hatte, prägte auch jedem Teile seine besondere Art auf. Bei dieser Verschiedenheit war trotz der gemeinsamen Jahweverehrung eine dauernde Vereinigung recht schwer. Sie ist ja denn auch tatsächlich nicht eingetreten. Es ist in Wahrheit wohl kaum über eine Personalunion hinausgekommen. Und auch die war nur von kurzer Dauer. Salomo und sein Nachfolger besaßen nicht die Klugheit eines David. Sie vertieften den Riß, ja machten ihn unheilbar, Salomo durch seine Verwaltung und den Tempelbau, Rehabeam durch seine Despotenlaune. Denn wenn Salomo nach 1. Kön. 4, 7—19 nur die Nordstämme zu den Steuern für

den königlichen Haushalt heranzieht[1], so wird das gewiß nicht günstig gewirkt haben, mag er auch von Juda als dem eigentlichen Stammlande seiner Dynastie in anderer Weise schadlos gehalten worden sein — wovon wir übrigens nichts wissen. Jedenfalls beklagen sich 1. Kön. 12, 1 ff. nur die Nordstämme über die ihnen von Salomo auferlegten harten Lasten. Vor allem aber legte der Bau des Tempels in Jerusalem den Grund zu einer dauernden Spaltung der zwei Reichshälften. Schon David hatte die Absicht gehabt, in Jerusalem einen Reichstempel zu errichten. Auf Widerspruch des Nathan unterließ er das. Weite Kreise, deren Ansicht Nathan Worte verlieh, sahen in dem Vorhaben Davids eine Gefahr für die altväterliche Religion. Sollte Jahwe, den man am Sinaj verehrt hatte, der seinem Volke voranzog über den Jordan zur Eroberung von Kanaan, der demnach dem Baal das Land entrissen, es zu seinem Besitz- und Wohnland gemacht hatte, jetzt an *einen* Ort innerhalb dieses Landes gefesselt werden? Diese Gefahr lag doch nahe, wenn das alte Heiligtum des Jahwethrons, die sogenannte Bundeslade, in einem festen Hause zu Jerusalem eingestellt wurde. Dann kam es schließlich dazu, daß Jerusalem als Wohnort Jahwes an die Stelle des ganzen Landes Kanaan trat und Jahwe dem unmittelbaren Verkehr mit seinem ganzen Volke mehr entrückt ward. Der fremdartige, nach dem Muster phönikischer Sonnentempel für Jahwe errichtete Palast in Jerusalem wirkte doch vielfach abstoßend. Man empfand es so, als ob der bisher frei umherziehende Gott in ein festes Haus mit dunklen Räumen gebannt werden sollte. Und dies Empfinden des Volkes benutzte Jerobeam. Er suchte durch die Einrichtung des Jahwekultes in Betel und Dan der drohenden Kultzentralisation zu wehren und so die Trennung von Nord und Süd durch Benutzung der religiösen Instinkte zu stützen. —

Gewiß meint der Tempelbau nicht von Anfang an, daß man Jahwe nur in Jerusalem verehren dürfe — selbst für Juda nicht. Auch hier vernehmen wir weiter von Höhenverehrung, d. h. von Kultstätten außerhalb Jerusalems (1. Kön. 14, 23; 15, 14; 22, 44 u. ö.). Und daß es sich dabei durchaus nicht einfach um Götzen- und kanaanäischen Baalsdienst handelte, wie die Späteren uns gern glauben machten (vgl. z. B. Jeremias [2, 20 ff.]

[1] 1. Kön. 4, 7 ff. Vgl. Alt, Israels Gaue unter Salomo in dem Festband für Kittel 1913, 1 ff.

und die zur Zeit des Jeremias lebenden Verbreiter der Bestimmungen aus 5. Mose oder Ezechiel [16, 16 ff.]), zeigen die Patriarchensagen, wie sie damals von Mund zu Mund gingen und in köstlichen Erbauungsschriften behandelt wurden. Wenn dem Abram die Gottheit zu Hebron beim heiligen Baum erschien, wenn ganz im Süden zu Beerscheba schon zur Patriarchenzeit ein Heiligtum Jahwes existierte, das Rebekka in ihrer Seelennot besuchte (1. Mos. 25, 21 ff.), und ein heiliger Gottesbrunnen, ein „Jahwebrunnen" daselbst auf Abram zurückgeführt ward, so erhellt deutlich genug, daß man auch in Juda noch nach dem Bau des salomonischen Tempels durchaus nicht gewillt war, die örtlichen Heiligtümer aufzugeben, wie denn in Anatot unweit Jerusalems sich bis in die Zeit der Zerstörung Jerusalems ein auf den Genossen Davids, den Eliden Ebjathar zurückgehendes Priestergeschlecht behauptete, dem ein Jeremias angehörte (1. Kön. 2, 26; Jeremia 1, 1 ff.). Es wird dort gewiß auch priesterliche Funktionen verrichtet haben. Aber die weitere Entwicklung führte dann doch zu dem für die jüdische Religion bezeichnenden Glauben von der irdischen Gottesstätte allein in Jerusalem. Die Wurzeln dieses Glaubens reichen also zurück bis in die Tage des Tempelbaues. Es lag in der Natur der Sache, daß der Tempel in Jerusalem die anderen Jahwestätten zurückdrängte. War er doch mit einer für Israel bis dahin unerhörten Pracht ausgestattet. Es soll ja auch jetzt noch vorkommen, daß ein königlicher Hof- und Domprediger sich mehr dünkt als ein einfacher Pfarrer auf dem Lande. Nun hier, wo es sich um Priestertum und um den mit dem Priestertum verbundenen Kult handelt, hier, wo die Feste der Residenz, die Opfer und Gaben des Königs dargebracht wurden, wo Jahwe also ganz anders geehrt ward als da draußen: es wäre wunderbar, wenn der Glaube nicht aufgekommen wäre, daß hier Jahwe mit Vorliebe weile, sich hier lieber zeige als auf dem Land. Dazu kam, daß diese Stätte doppelt geweiht schien. Nicht zwar dadurch, daß in ihr ein uralt-kanaanäisches Heiligtum mit einem „heiligen Stein" übernommen ward, wie man zumeist glaubt. Auch nicht dadurch, daß hier etwa der Priesterkönig Malkisedek dem höchsten Gott Opfer und Anbetung darbrachte, worauf etwa der spätjüdische Midrasch 1. Mose 14, 17 ff. führen könnte. Es war vielmehr die Tenne Araunas des Jebusiters, also ein rein profanem Zweck dienender Ort eines kanaanäischen Mannes, die David käuflich von ihm erwarb und auf Jahwes Befehl mit einem Jahwealtar versah.

An diesem Ort, wo David den Pestengel Halt machen sah, weihte er seinem Gott auf dessen eigenes Geheiß einen Altar (2. Sam. 24, 16 ff.). Es verstand sich von selbst, daß Salomo über dieser von Jahwe selbst erwählten Stätte seinen Tempel errichtete, verstand sich aber auch weiter von selbst, daß er in diesen die uraltheilige Lade überführte. Sie galt doch in Israel als der Jahwethron. Mose, ja nach anderen Jahwe selbst, hatte ihn für Jahwe gebaut (2. Mose 33). Und auf ihm unsichtbar thronend hatte Jahwe sein den Sinaj verlassendes Volk begleitet. Auf ihm war er vorangezogen durch die Wüste als der eigentliche Feldherr und Führer seines Volkes (4. Mose 10, 33 ff.). Auf ihm hatte er diesem den Weg durch den Jordan gezeigt, hatte er die Stadt Jericho umzogen und erobert (Josua 3 u. 6) und dann in Silo unter der Hut des Hauses Mosis (der Eliden) Verehrung und Anbetung des Volkes entgegengenommen und Orakel gespendet (1. Sam. 1 ff.). So erzählte man sich in Israel. David war klug genug, das politische mit dem religiösen Interesse zu verknüpfen. Er holte die infolge der philistäischen Wirren in ihrer Bedeutung wohl etwas gesunkene Lade aus ihrem Versteck hervor, um mit ihr Jerusalem ein ganz besonderes Stück altisraelitischer Religion zu schenken. Und auch im Leben Davids erwies sich des über der Lade thronenden Jahwe furchtbare und segensreiche Wirkung. Beim Transport wurde einer ihrer Führer durch die auf ihn fallende Lade erdrückt — er hatte sie und damit den über ihr sitzenden Gott zu betasten gewagt (2. Sam. 6, 1 ff.; vgl. 1. Sam. 6, 19). Dagegen brachte sie über das Haus des Obed Edom, bei dem sie der darob erschreckte König vorläufig unterstellen ließ, reichen Segen, obgleich er gar nicht einmal Israelit war (2. Sam. 6). Auch in dem siegreichen Kampf gegen Ammon erwies sie ihre alte Kraft (2. Sam. 11, 11). Und wenn David es ablehnte, sie bei der Flucht vor Absalom mitzunehmen (2. Sam. 15, 25 f.), so geschah das nicht aus Mißtrauen gegen die Macht des bei ihr zu findenden Jahwe, sondern weil David im Kampfe gegen seinen Sohn Jahwe nicht zur Parteinahme für sich zwingen, ihm vielmehr die vollkommen freie Entscheidung überlassen wollte. Dies wertvolle Stück altisraelitischer Religion, das sich in Nord und Süd großen Ansehens erfreute, wird nun in dem Tempel Salomos niedergestellt, und so geruht „Jahwe im Dunkel zu wohnen in diesem Haus, das er sich zur dauernden Wohnung bestimmt hat", wie Salomo es im Weihespruch dankbar rühmt (1. Kön. 8, 53 nach dem

ursprünglichen Text, der noch in der griechischen Übersetzung erhalten ist). Damit ist der Tempel in Jerusalem nicht bloß das wichtigste Jahweheiligtum in Judäa, sondern auch in ganz Israel, wenigstens in den Augen Salomos und seiner Gesinnungsgenossen.

3. Von der Reichstrennung bis zur Zerstörung Jerusalems.

a) Die jüdischen Propheten im achten Jahrhundert.

So empfanden auch wohl die jüdischen Propheten. Gewiß fällt es einem Amos (um 750) nicht ein, den „Jahwe Zebaoth", den er als den Herrn aller physischen und sittlichen Kräfte der Welt verehrt und glaubt, an den Tempel von Jerusalem gebunden zu denken. Er erscheint ihm doch auch im Gotteshause zu Betel (Amos 9, 1 ff.). Aber immerhin gilt auch dem Amos Jerusalem als vornehmste und beliebteste Residenz des göttlichen Königs. Das drohende Gewitter, das demnächst losbrechen, sich über den Nachbarvölkern und vornehmlich über Nordisrael entladen wird, es geht aus von dem zu Jerusalem in seinem Tempel weilenden Jahwe. „Jahwe brüllt von Jerusalem (wie ein Löwe) und läßt von Zion aus seine Stimme im Donner ertönen" (Amos 1, 2). Die Berufungsvision des Propheten Jesaja (6) führt uns gleichfalls zunächst in den Jahwetempel auf dem Berge Zion. Und die Farben dieser Vision mit dem hochthronenden Jahwe, den hin- und herschwebenden Seraphen, dem Altar mit seinen Kohlen sind doch der irdischen Umgebung des Propheten, dem Tempel mit seinem alten Jahwethron, seinen Keruben (= Seraphen) über dem Thron, seinem Altar entnommen, wenn auch die irdische Szene sich in der Vision zur himmlischen ausweitet. Und das ist nun kennzeichnend für Jesaja und für das Judentum, daß man an beiden Sätzen: „Jahwe residiert in Jerusalem als Israels Gott"; „Jahwe ist der Herr der ganzen Welt und keiner neben ihm" festhält und sie nicht etwa in der tiefsinnigen Weise des Verfassers von Jes. 40—56 vermittelt, der die Erwählung und Bevorzugung Israels damit begründet, daß Jahwe durch Israel auch den Heiden das Heil bringen wollte. Diese großen Gedanken, die Israels Geschichte in den Plan der auf die ganze Welt abzielenden Heilsgeschichte Gottes einstellen, haben sich im Judentum

nicht durchgesetzt. Vielmehr steht für Jesaja und auch für das Judentum die Anerkennung Jahwe Zebaoths, des „Heiligen", d. h. Allmächtigen Gottes von Israel überall im Vordergrund der Gedanken. Seine Verherrlichung ist vor allem Israels Aufgabe. Es kann diese durch freiwillige Selbstdemütigung, durch eine sich in Wort und Wandel zeigende aufrichtige Frömmigkeit erfüllen. Dann erübrigt sich ein Gericht, und Jahwe kann sein Volk mit Gütern der irdischen und geistigen Welt überschütten. Oder aber, und das ist doch der Fall: Israel will von ihm nichts wissen, verleugnet ihn durch sein gottloses Tun. Nun, dann wird Jahwe sich in der Bestrafung und Vernichtung seines Volkes als der Erhabene und Allmächtige, als der Heilige erweisen. Dazu ist Jesaja berufen, daß er diesen Beschluß des „Heiligen" laut verkünde und so bei Eintritt des Gerichts jegliche Mißdeutung ausschließe und Jahwe als den handelnden erkennen lehre und verherrliche. Ja, seine Predigt soll gar nicht Bekehrung, sondern Verstockung wirken, die Sünde seines Volkes mehren und dadurch das Hervortreten Jahwes mit der Strafe, seine Verherrlichung durch den Sturz des sich überhebenden, seinem Gott die Ehre raubenden Israel beschleunigen (Jes. 6; Jes. 2), Gewiß kann Jahwe als der Herr der Welt sich auch an den Nichtisraeliten verherrlichen und tut das auch. Doch gebraucht er sie nur wie die Kräfte der Natur, die er nach Kap. 2 zur Vernichtung seines Volkes entfesseln wird. Der Assyrer ist ihm nicht mehr als eine Biene, die der göttliche Imker heranpfeift (Jes. 5, 26), als ein Schermesser, das er sich dingt (7, 18 ff.), als eine Säge, mit der er sägt, als eine Rute, mit der er schlägt (10, 5. 15). „Hat der Mohr seine Schuldigkeit getan, so kann er gehn." Fordert er aber seinen Lohn, glaubt er auf Grund seiner Taten selbst der Herr zu sein — nun, so zeigt sich Jahwe durch die Niederwerfung des sich Überhebenden als Überlegener. In seinem Siegeslauf, durch den er die von Jahwe gewollte Bestrafung Israels ausführt, wird der Assyrer plötzlich gehemmt werden, auf Jahwes Bergen (Jes. 14, 24), vor der Stadt und dem Tempel Jahwes, die er wie die Städte und Tempel anderer Völker für willkommene, ihm widerstandslos zufallende Beute erachtet, zu Fall kommen (10, 27 ff.); da wird klar, daß der in Jerusalem wohnende Gott, daß Jahwe, der „Allmächtige Israels", sich nicht nur durch Assur an seinem ungehorsamen Volk, sondern auch an Assur selbst verherrlicht. Jesaja ist davon überzeugt, daß sich unmittelbar an den Fall des Assyrers angesichts der

heiligen Stadt die neue Zeit anschließen wird, in der ein heiliges Volk in Jerusalem hausen und unter der Friedensherrschaft eines Herrschers, wo nicht aus Davids, so aus Isais Familie (Jes. 9, 1 ff.; 11, 1 ff.) eine glückliche, paradiesische Zeit erleben wird. Gewiß macht der Prophet bei alledem eine Voraussetzung: daß nämlich in Jerusalem wirklich ein Volk Jahwes wohnen wird, d. h. also eine Gemeinde gläubiger Judäer, die wie er selbst und sein Kreis sich in der wahren Verehrung und Verherrlichung ihres Gottes zusammenschließt. Diese werden „bleiben, weil sie gläuben" (7, 9), „brauchen nicht zu fliehn" (28, 16). Der Gläubige, der sich freiwillig vor seinem Gott niederwirft, hat ja nicht not, durch Gewalt von Jahwe zur Anerkennung seiner Ehre gezwungen, gar den Händen der heidnischen Weltmacht preisgegeben zu werden. Unter dieser Voraussetzung — aber allerdings nur unter ihr — gilt dem Jesaja das heilige Volk, die heilige Stadt als unüberwindlich. So mag der Fromme trotz des Elends der Gegenwart, trotz seiner Verspottung sich des getrösten, daß Jahwe den Zion für die Dauer gegründet und zu einer festen Stadt für die Seinigen bestimmt hat (Jes. 14, 32). Der Gedanke, daß ein in Wahrheit frommes Volk von Gott vielleicht im Interesse der Gesamtmenschheit dahingegeben, von größeren Gebilden verschlungen werden könne und auch müsse, liegt ganz fern. Vielmehr Jerusalems, Judas Heil, weil Jahwes Heiligkeit, seine Ehre kündend, ist doch das Ende der Wege Gottes.

Die allgemein geteilte Ansicht, als sei die Religion in Israel und Juda bis zum Fall von Samarien (722) vollkommen dieselbe gewesen — vielleicht auch betreffs anderer Punkte wesentlich einzuschränken —, ist jedenfalls dahin zu berichtigen, daß bei Propheten und Schriftstellern von Ephraim weder Jerusalem — das ist natürlich —, noch auch irgend eine andere etwa vor den übrigen bevorzugte Gottesstätte des Nordreichs also im Mittelpunkt der religiösen Interessen stand, wie das in Juda schon von David an und im Laufe der Zeit immer mehr mit Jerusalem der Fall war. Gewiß, Jesaja glaubte Jahwe nicht an seinen Tempel in Jerusalem gebunden, ebenso wenig wie Ezechiel, der uns den Auszug Jahwes aus seinem Heiligtum und seiner Stadt und somit die Preisgabe beider vor der Zerstörung selbst beschreibt (K. 8—10). Ein König hat mehrere Paläste. Er kann diesen oder jenen zeitweise bevorzugen, er kann auch einmal außer Landes weilen. Jesaja hat ja auch tatsächlich in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit mit der Zerstörung von

Stadt und Tempel zu Jerusalem gerechnet (5, 13 ff.), wie das sein jüngerer Zeitgenosse Micha gleichfalls in Aussicht stellte (Mich. 3, 12). Aber das war nicht des Jesaja letztes Wort gewesen, wie das doch wohl von Micha zu sagen ist, dessen Todesbotschaft auch noch zu Jeremiä Zeit im Gedächtnis der Juden haftete (Jer. 26, 17 ff.). Vielmehr war für Jesaja mit der Bewahrung der „Gläubigen" in Jerusalem auch die Bewahrung dieser Stadt selbst und ihres Tempels durch die Hand des „auf dem Berge Zion wohnenden Jahwe Zebaoth" gegeben (Jes. 8, 18?).

Es kam nun, wie es zu kommen pflegt. Die Gedanken eines großen Mannes werden von der Mitwelt und Nachwelt nur halb begriffen, vergröbert, zum Gesetz gemacht. Was er nur bedingt ausgesprochen, was er unter ganz bestimmten Umständen verkündigt hatte, wurde als für immer, als bedingungslos geltend hingestellt und zum Dogma verhärtet. Und doch hatte Jesaja selbst deutlich genug von einem mit den sich wandelnden Verhältnissen eng verbundenen Wandel göttlichen Willens und prophetischer, d. h. göttlicher Voraussage geredet (Jes. 28, 23 ff.). —

Danach mußte Jahwe über ein ganz verkommenes Jerusalem mit seinem Tempel auch nach Jesaja den Stab brechen, wie denn bei Ezechiel die Untersuchung der Stadt keinen einzigen frommen Bewohner und damit die Notwendigkeit des Gerichtes zeigt. Aber das bedachten des Propheten Anhänger nicht. Und so wurden seine teils recht-, teils mißverstandenen Ideen in der Folge die Grundlage des jüdischen Gemeindeglaubens.

b) Das sogenannte Deuteronomium (das 5. Buch Mosis).

So gewaltig die Predigt der Propheten gewesen war: ihre Worte waren verrauscht, die fliegenden Blätter, durch die sie ihre Reden in weitere Kreise hatten tragen wollen, verweht. Durch die Rede allein konnte man ein so unbeständiges und oberflächliches Volk nicht bekehren. Männer wie Jesaja hatten sich an den Willen gewandt. Nach ihrer Meinung konnte das Volk den Willen Gottes erfüllen, wenn es wollte. Nun aber war des Volkes Wille nicht aus eigenem Antrieb auf das Gute gerichtet. Es war nicht reif zur Freiheit. So mußte es zum Zwange kommen. Ein Gesetz mußte ihm von oben her auferlegt werden und es gängeln, es auf den rechten Weg führen und auf diesem mit Zwang festhalten. Und das Gesetz kam und wurde den Judäern

auferlegt unter Josia, Amons Sohn, im Jahre 622. Damit wurde der Grundstein für das Gebäude der jüdischen Gemeinde gelegt. Es ist darum nötig, sich dies Gesetz etwas genauer anzusehen. Es sind der Hauptsache nach die im 5. Buch Mosis, dem sogenannten Deuteronomium K. 12—26 enthaltenen Gebote, auf die Josia sich selbst und sein Volk verpflichtet; nach deren Anweisung er den Kult reinigt und neuordnet. Hervorgegangen sind sie doch wohl aus dem Kreise, der sich seinerzeit um Jesaja gebildet hatte und nun meinte, der Sachwalter seiner Gedanken zu sein. Sie scheinen die Frucht eines Kompromisses zwischen mehr priesterlich und mehr prophetisch gerichteten Anhängern des Propheten zu sein. Beide Teile haben von der Höhe ihrer Forderungen etwas nachgelassen, sich auf der mittleren Linie getroffen und geeinigt. Auf das heftigste hat Jesaja gegen den Kult, gegen Opfer und Feste geeifert (Jes. 1, 10 ff.). Sollte er dann den Kult überhaupt verworfen haben? Unmöglich, so meinte man. Er hält doch am Tempel auch für die Zukunft der Gemeinde fest. Ein Tempel ist aber ohne Festfeier und Opfer nicht denkbar. Also eine Reinigung des Kultes wird in seinem Sinne gewesen sein. Eine solche war aber bei der Fülle von Kultstätten kaum durchführbar. Dazu rechnet Jesaja doch immer nur mit dem Tempel von Jerusalem. Also ist Einheit des Kultus, seine Einschränkung auf den Tempel in Jerusalem geboten. Aus dem Grunde mußten alle Jahwestätten außer der einen in Jerusalem fallen. Die große Masse der Einzelgesetze 5. Mose 12—26 war schon bekannt. Sie galten als uralt, d. h. als „mosaisch". Zwar erscheinen sie hier vielfach in etwas anderer Form, sind den neuen Verhältnissen angepaßt. Trotzdem konnte man nach damaligen Begriffen ruhig Moses als ihren Verkündiger vorführen. Das verlieh dann der Sache mehr Wucht und Nachdruck. Damit war auch die Forderung der Kultuseinheit als mosaische, d. h. als von Jahwe selbst dem Moses mitgeteilte Forderung festgelegt. Und so hörten denn die Israeliten immer wieder, daß das Opfern an vielen Stätten nach ihres Gottes Willen aufhören müsse, sobald Jahwe an dem Ort, den er für die „Wohnung seines Namens" ausersehen habe, d. h. in Jerusalem seinen Tempel habe. Hiermit erhält die von David anhebende oben geschilderte Entwicklung erst ihren krönenden Abschluß. Jahwe hat sich von Anfang an und für immer Jerusalem erwählt: dieser Hauptsatz des jüdischen Glaubens ist auch der Hauptsatz des Deuteronomiums. Hatte Jahwe nicht Samarien

und damit die berühmten Heiligtümer von Betel und Dan dem Assyrer preisgegeben, Jerusalem dagegen vorenthalten (701)? Wenn Jahwe also deutlich durch die Geschichte redete, so mußten die Judäer dieser Weisung entsprechend handeln. Abschaffung aller Jahwestätten im Lande wird verlangt und auf Anordnung des Josia durchgeführt (2. Kön. 23, 1 ff.). Damit ergab sich ein Weiteres. Die Anbetung Jahwes in Hebron, in Beersheba u. a. hatte doch leicht wegen der lokalen Gebundenheit der Gottheit, auch wohl wegen der besonderen Eigenart dieses oder jenes Kultes [1] die Gefahr einer Zerspaltung des einen Jahwe in mehrere zur Folge, wie denn Absalon mit Einverständnis Davids ein seinerzeit ausgesprochenes Gelübde dem Jahwe von Hebron in dieser Stadt erfüllen zu wollen vorgibt, obwohl ja doch Jahwe bei seiner Lade in Jerusalem zu finden war (2. Sam. 15, 7—9). Der „Jahwe von Hebron" scheint dem Absalon und am Ende auch David ein anderer als der von Jerusalem. Einer solchen Anschauung gegenüber heißt es jetzt: „Jahwe ist nur einer", und dieser eine läßt sich nur im Tempel zu Jerusalem kultisch verehren (5. Mose 6, 4). Seine Wohnung war aber nun von mancherlei Auswüchsen zu befreien. Das ließ sich bei der Zentralisation leicht machen. Vieles aus altisraelitischer oder altkanaanäischer Zeit Mitgeschleppte mußte fallen. Die heiligen Steine, heiligen Pfähle, bei den meisten Höhen zu finden, wurden beseitigt. Was hatten sie mit dem Jahwe eines Jesaja zu tun? Und wo man etwa Jahwebilder oder -bildchen, Amulette und Zauberstücke besaß: in die Maulwurfslöcher, auf den Dunghaufen damit! So hatte Jesaja es schon verlangt (2, 20 f.; vgl. 30, 22), und so geschah es jetzt. Als treuer Vasall des assyrischen Oberherrn hatte der König Manasse (um 690—640) den Reichsgöttern Assyriens huldigen, ihre Bilder und Symbole im Tempel von Jerusalem aufstellen müssen, wenn anders er nicht als abtrünnig erscheinen wollte. Daneben wucherte manch alter Brauch, den die Propheten als Aberglauben bekämpft und verdrängt hatten, wieder üppig empor. Alles das mußte fallen, ein Versuch, es wieder einzuführen, mit dem Tode gesühnt werden (5. Mos. 13, 13 ff.). Es war also eine gründliche Reinigung des Kultes, die unter Josia vor sich ging. Und auch eine gründliche Änderung.

[1] Vgl. z. B. das Herumhinken um den Altar zu Pniel, das auf das Hinken Jakobs nach seinem Gotteskampfe zurückgeführt wird (1. Mos. 32) und doch wohl nur in Pniel stattfand.

Die Religion wird von ihrem Naturboden, dem Bauerleben, gelöst und verkirchlicht. Die Erntefeiern, an verschiedenen Orten je nach dem verschiedenen Eintritt der Ernte zu verschiedener Zeit durch das Land hin gefeiert, sollten von ihrem Lokal getrennt, nach Jerusalem verlegt werden. Sie mußten dann kalendarisch festgelegt, mußten zu jährlich am gleichen Tage wiederkehrenden Kirchenfesten werden, wie sich das infolge der deuteronomischen Reform später tatsächlich auch so entwickelt hat. Allerdings sind sich die Reformer selbst einer solchen Wirkung ihrer Gebote wohl kaum klar bewußt gewesen. Immerhin haben sie das Fundament ausgehoben, über dem die jüdische Gemeinde errichtet worden ist.

Das gilt nun auch nach anderer Richtung hin. Gewiß, der Kultus wurde seiner groben Anstöße entledigt — aber er wurde doch nicht beseitigt. Und dahin lief doch eigentlich die tiefere religiöse Linie. Hatte sich vielleicht ein Amos und Jesaja den Kult noch gefallen lassen, sofern er mit wahrer Herzenshingabe verbunden war und das Volk nicht meinte, nur mit Lippendienst und äußerem Opferwesen Jahwe genugtun zu können (Jes. 29, 13), so will Jeremia (7, 21 ff.) von ihm überhaupt nichts wissen. Der ganze Kult geht nach ihm nicht auf göttliches Gebot, sondern auf Menschensündlein zurück (vgl. auch Jes. 29, 13b). Der Gedanke, durch Opfer und Gaben, durch mancherlei Zeremonien auf die Gottheit wirken zu können, ist ja im letzten Grunde heidnisch, mit der hohen Auffassung, wie sie die Propheten von Jahwe haben, kaum verträglich. Denn nach dieser kann man sich das Wohlgefallen der Gottheit nur durch das Opfer eines gottergebenen Herzens und Wandels gewinnen. Nun aber wird der ganze in Jerusalem sich abspielende Kult im Deuteronomium als von Jahwe für alle Zeiten verordnet vor- und von Josia durchgeführt. Dazu kommt, daß nicht bloß auf das „Wo", sondern auf das „Wie" des Kultus alles Gewicht gelegt wird. Zur rechten Zeit, in der rechten Weise, am rechten Ort muß man Jahwe seine Gaben darbringen. Der Gottesdienst auf den Höhen glich doch dem alten Baaldienst nur zu sehr, wie denn ein Hosea ihn geradezu als Baaldienst bezeichnet und behandelt (K. 2). Diesen Höhendienst zu läutern, zu reformieren war kaum möglich. Denn gerade aus dem Lokal, aus den Höhen wuchsen ihm immer wieder jene naturhaften Züge zu, an denen die prophetischen Kreise sich stießen. Anders im Tempel zu Jerusalem. Er stand nicht auf einer schon den Kanaanäern heiligen Stätte, sein Kult brauchte also nicht alle bisher hier geübten lieben Bräuche zu über-

nehmen. Trotzdem war viel Götzendienst auch dort im Schwange. Er war von außen eingeströmt und konnte leicht wieder beseitigt werden. Wie denn auch geschah (2. Kön. 23). Man war imstande, hier darüber zu wachen, daß die Jahweverehrung sich in der reineren und würdigeren Form abspielte, in die man sie gegossen. Schon an dem anderen Kult sollte man den wahren Diener Jahwes erkennen. Diese Betonung des Kultischen — eine notwendige Folge der deuteronomischen Reform — ist nun bezeichnend für das Judentum. Selbstverständlich wollte man die religiös-sittlichen Forderungen nicht zurückdrängen. Auf Schritt und Tritt erkennt man den Fortschritt, den in dieser Hinsicht dies Gesetzbuch über die früheren 2. Mose 21—23 u. 34 enthaltenen Gebote macht; erkennt man, daß die Propheten nicht umsonst aufgetreten waren. Aber eine nicht von innen heraus, nicht vom Herzen des Einzelnen aufquellende Religiosität und Moral ist doch ein Widerspruch in sich. Wenn von oben her, von Staats wegen die sittlichen und religiösen Dinge geordnet werden, geht es ohne Veräußerlichung und Vergröberung nicht ab. Da beurteilt man die Religiosität nach der äußeren, d. h. doch der kultischen Seite der Religion; da wird die Sittlichkeit in den einzelnen sittlichen Taten gefunden. Man kommt zu einer schlimmen Kasuistik, zum Auseinanderfallen der Moral in lauter Einzelheiten. Beides ist vom Übel, beides aber auch charakteristisch für das Deuteronomium und für das auf ihm erwachsene Judentum. Kultische Leistungen sind leichter zu vollbringen als ethische. So werden sie sich gegenüber diesen in den Vordergrund drängen. Auch das war der Fall. Schon die gleiche Beurteilung und Verurteilung kultischer wie sittlicher Vergehen ist bedenklich — und das Judentum zeigt von Anfang diese bedenkliche Seite. Aber allmählich mußte das Kultische immer mehr überwuchern. Es geschah. Und auch für diese Entwicklung haben die Verfasser des deuteronomischen Gesetzbuches den Anstoß gegeben.

Endlich noch ein Letztes. Die altisraelitische Religion kennt keine „heilige Schrift" im eigentlichen Sinne. Da redet die Gottheit durch den Mund der Priester und „weisen" Männer, der Zauberer. In der Prophetenreligion spricht Jahwe durch Herz und Mund seiner Gesandten, der Propheten. „Wort Gottes" ist also ohne lebendige Menschen, ohne ihren Vortrag, ihre Predigt nicht zu denken. Jetzt haben wir es zum erstenmal mit dem schriftlich festgelegten Wort Gottes zu tun. Die Gleichung: Wort Gottes = heilige Schrift, das Judentum kennzeichnend,

geht zurück auf des Josias Kultusreform. Jesaja hatte es ausgesprochen: wer sich „an Gesetz und Zeugnis hält" (8, 20), bleibt bewahrt, wobei der Prophet allerdings an die von ihm mündlich verkündeten Weisungen seines Gottes dachte. Welches sind nun aber diese Weisungen, durch deren Innehaltung wir uns wie den Staat vor dem drohenden Fall bewahren können? Des Propheten Mund war für immer geschlossen. So trat die Schar seiner prophetischen und priesterlichen Anhänger zusammen, um, wie sie meinten, in seinem Geist und Sinn, auch in des Moses, ja Jahwes Sinne, dieses Gesetz und Zeugnis in einem Buche zusammenzufassen und nun jedem zu fleißigem Gebrauch in die Hand zu geben. „Wer danach handelt, muß leben!" Wenn nun aber das ganze Volk infolge königlichen Eingreifens danach handelte, so war doch auch die Gewähr des Gesamtbestandes gegeben. So meinte man und ahnte nicht, daß gerade durch dies Vorgehen der Religion ein tötlicher Schlag versetzt wurde. Der Strom der lebendigen Entwicklung, der bis dahin so erfrischend durch die Religionsgeschichte Israels rauscht, wurde damit zum Stillstand, zur Erstarrung gebracht. Denn das Gesetz verewigte Empfindungen, Bräuche und Ordnungen. Es legte den nachkommenden Generationen, die doch Anspruch auf eigenes inneres Leben hatten und nicht bloß von Gedanken und Ordnungen der Vorzeit zehren konnten und wollten, schwere Lasten auf. Das mußte ja zu Reibungen führen. Die Reformer aber durchschauten das nicht. Ja, sie traten dem Jeremia, der diese Gefahr bald erkannte und darlegte, mit tötlichem Haß entgegen, weil er ihnen mit seinem Kampfe gegen ihre Reformen als Feind Jahwes und der Religion erschien. Sprach er sich doch in harten, scharfen Worten gegen das Dogma von der Unverletzlichkeit des Tempels, von der Wichtigkeit jedes Kultes, von dem Werte der heiligen Schrift aus (Jer. 7, 2 ff.; 7, 21 ff.; 8, 8), womit er geradezu den Herzpunkt des Deuteronomiums angriff. — Aber auch diese Entwicklung war nicht nur vom Übel. Zwar mit dem Tode des Josia, der im Kampfe gegen den Pharao Necho Schlacht und Leben verlor, verschwand das Werk der Reformer in der Versenkung. Jojakim begünstigte die alte, wieder auflebende Volksreligion. Aber die Zerstörung von Staat und Stadt durch den babylonischen König Nebucadnezar im Jahre 586 brachte das Deuteronomium wieder zu Ehren. Der auf die Nichtbefolgung seiner Gebote von seinen Verfassern in Aussicht gestellte Untergang war nun eingetreten. Jahwe hatte sie also gerechtfertigt.

So griff man jetzt in der Verbannung nach Babel zu diesem Buch, fand in ihm die Normen zur Beurteilung der ganzen alten Geschichte Israels und suchte durch eine Überarbeitung der alten Erbauungs- und Volkslesebücher in dem Sinne der deuteronomischen Gedanken belehrend und erhebend zu wirken. Das, was die Juden zusammenhielt, als sie in der Verbannung waren, und sie von anderen schied, war, daß sie eine heilige Schrift, ein Gesetzbuch hatten, wie sich dessen kein anderes Volk der Welt, so meinte man, rühmen durfte (5. Mose 4, 5 ff.). So ist nun auch in anderem, in gutem Sinne das deuteronomische Gesetzbuch, d. h. also die „heilige Schrift", der tragende Boden des Judentums geworden. Es zeigte sich hier doch als der rettende Fels, der die Verbannten inmitten des wogenden Völkermeeres bewahrte, daß sie nicht verschlungen wurden, wie das vordem mit den Nordstämmen der Fall gewesen war. Aber allerdings: das Verdienst fällt nicht allein den ungenannten und unbekannten Verfassern und den Anhängern und Verbreitern des josianischen Gesetzbuches und seiner Ideen zu. Neben ihnen steht die scharf umrissene eigenartige Persönlichkeit des Ezechiel.

4. Die Verbannung nach Babel.

Nebucadnezar, der große König von Babel, machte dem judäischen Staat ein Ende. Schon im Jahre 597 führten seine Heerscharen den jungen König Jojachin und die Vornehmeren der Bevölkerung von Jerusalem in die Verbannung, unter ihnen auch Ezechiel, den Sohn des Busi, einen Sprößling der jerusalemischen Priesterschaft, der dann seit dem Jahre 592 unter den Exulanten als Prophet wirkte. Gleich seinem großen Zeit- und Amtsgenossen Jeremia benahm er seinen Leidensgenossen die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr und auf ein neues, in Kürze zu erwartendes Erblühen des judäischen Staates. Vielmehr, Tempel, Stadt, Staat waren — so schaute, so weissagte er es — der Zerstörung durch den babylonischen Großherrn geweiht. Und so geschah's. Ein letzter Versuch, die babylonische Herrschaft abzuwerfen, mißlang. Im Jahre 586 wurde Jerusalem zerstört, der geblendete König Zidkija mit dem Rest der besseren Bevölkerung von dannen geführt. Die geringen Leute — also doch gewiß der größere Teil der Judäer — blieb im Lande. Vielleicht war der Aderlaß, dem seinerzeit Sanherib den judäischen Staat unterworfen, noch stärker; dieser führte, wenn man den An-

gaben seiner Annalen trauen darf, 200 150 Menschen von dannen, überwies 46 von ihm eroberte Städte und Festungen den benachbarten philistäischen Vasallenkönigen. Aber die Hauptstadt und damit der Staat blieb doch, wenn auch in Abhängigkeit, erhalten.

Das war jetzt anders. Judäa wurde babylonische Provinz unter einem dem babylonischen Großherrn schon seit länger ergebenen Manne, der zum Statthalter ernannt ward. Eine Besiedlung mit fremden Kolonisten fand nicht statt, wie das 722 in Nordisrael der Fall war. Das war für die Folge sehr wichtig. Denn nur dadurch ward es möglich, nach der Heimkehr in Jerusalem die neue Gemeinde zu gründen. Wären fremde, unhebräische Volksteile in Masse nach Jerusalem verpflanzt worden, so war hier ein solcher Neubau, gerade wie in Samarien, ausgeschlossen. Und an Jerusalem hing doch das Geschick des Judentums. Aber auch so war Gefahr, daß die jüdische Eigenart daheim vollkommen verloren ging, zumal da der noch zurückgebliebene bessere Teil der Bevölkerung nach Ermordung des Statthalters Gedalja Ägypten als Zufluchtsstätte erwählte und den großen Propheten Jeremia wider seinen Willen mit dorthin schleppte. Von Süden drangen Edomiter (vgl. Ezech. 35, 10 ff.; 36, 5), von Westen auch wohl Philistäer in ursprünglich judäisches Gebiet ein. Die zurückgebliebenen Judäer, die im Gegensatz zu dem hohen Fluge prophetischer Gedanken der mit vielen heidnischen Elementen durchsetzten alten Volksreligion huldigten (vgl. Jer. 44, 15 ff.; vgl. 7, 16 ff.; Ezech. 33, 23 ff.), verschmolzen ziemlich stark mit ihnen. Denn sie hatten nicht den Schutz einer sie von der Umwelt scharf scheidenden Religion. Wenn es auf sie ankam, verschwand Juda ebenso im Völkermeer wie vordem Nordisrael. Die Verheiratung mit ausländischen Weibern hatte auch die Verehrung fremder Götter zur Folge, wie die Bezeichnung des Maleachi, ihr heiratet „Töchter fremder Götter", d. h. Mädchen, die fremdem Volk und also auch fremdem Gott angehören, so daß auch eure Kinder wie Jahwes so dieses Gottes Kinder sind, deutlich besagen will (Maleachi 2, 10 ff.; vgl. Neh. 13, 23 ff.).

Man versteht sehr wohl, wie Maleachi, wie Esra und Nehemia einer Mischung der Heimgekehrten mit dieser halbheidnischen Bevölkerung auf das äußerste widerstrebten. In der Tat stand die ganze Existenz Judas auf dem Spiel. Daß sie gerettet wurde, daß die Juden sich nicht unter den Völkern verloren, ist das Verdienst der Männer, die in Babel die jüdische Gemeinde gründeten.

Mit dem jüdischen Staat war auch der alten Volksreligion das Grab gegraben. Sie war der Hauptsache nach doch Kult gewesen. Dieser Kult aber war an das Land gebunden. Außerhalb Kanaans, in „unreinem" Lande (Amos 7, 17) konnte man Jahwe nicht opfern, konnte man die doch aus dem Landbau erwachsenen Feste nicht feiern. Der Gedanke aber, daß man ihm auch in Babel Tempel errichten konnte, ist den Exilierten nicht gekommen — im Gegensatz zu den Mitgliedern der jüdischen Militärkolonie im Süden von Ägypten, die ja schon vor der Eroberung Ägyptens durch Kambyses (525) einen Jahwetempel in Elephantine besaßen. Der Glaube der deuteronomistischen Reformer, daß man nur in Jerusalem Jahwe opfern dürfe, hatte sich bei den Verbannten durchgesetzt. Die schweren Strafen, die nach jenen Jahwe über ein die „göttlichen" Vorschriften nicht befolgendes Volk bringen würde (2. Kön. 22, 15), waren eingetroffen. Stadt und Tempel lagen zerstört. Die Bevölkerung war zersprengt. Damit hatte sich Jahwe zu diesem Gesetzbuch bekannt. Jetzt erst kam es zu voller Wirkung und mit ihm, zum Teil auch durch dies Buch, die große Gedankenwelt der Propheten. Hatten doch Jeremia wie Ezechiel den Fall von Jerusalem nicht nur vorausgesagt, sondern als Strafe gerade Jahwes verkündet. Sie fiel wohl, die Volksreligion; die Jahwereligion im Sinne der Propheten trug den Sieg davon. Es fragte sich nur, ob dieser Sieg von Dauer, ob sich eine Gemeinde bilden werde, die Träger dieser Ideen sein und bleiben könne. Das ist geschehen. Die Verbannten hatten einen geistigen Besitz, der ihnen vor allen anderen Völkern zu eigen war. Sie hatten, wie schon bemerkt, eine „heilige Schrift". Diese, das Deuteronomium, trat nun gewissermaßen an die Stelle des Landes. In ihr fand man in geistigem Sinne den Boden, in dem die Religion wurzeln konnte. Es waren naturgemäß die prophetischen, nicht die kultischen Gebote, die jetzt wirksam wurden. Nun stellte man die alten Volksbücher, die Erzählungen über die Erzväter, über die Richter und Könige, über Propheten und Priester zu einem großen Buche zusammen, aus dem die jüdischen Leser die Geschichte ihres Volkes, wenn auch in späterer Umarbeitung und Beleuchtung, kennen lernen konnten. Und ein Volk, das seiner Vergangenheit deutlich und klar bewußt ist, wird sich seine Eigenart nicht leicht rauben lassen. Es ist gewiß kein Zufall, daß das Erwachen des Nationalbewußtseins vor 100 Jahren mit der liebevollen Erforschung der alten deutschen Geschichte und Kultur zusammenfällt. So

wußten die im Sinne des Deuteronomiums an die Bearbeitung und Sammlung dieser alten Schriftsteller gehenden Verfasser sehr wohl, was sie taten. Aber das genügte doch noch nicht. Man versuchte auch die Hauptpunkte der Jahwereligion in kurze, faßliche Form zu bringen, die jedem verständlich und behältlich sein konnte. Und so entstand der sogenannte mosaische Dekalog.

Mögen auch manche seiner Gebote in älterer, ja in ältester Zeit möglich sein: die Zusammenfassung gerade in dieser Zehnzahl begreift sich am leichtesten aus dieser Periode, vor allen Dingen das Fehlen jeglicher kultischen Bestimmung. Wenn ein in Babel lebender Jude fragte: was muß ich tun, um in Jahwes Augen als fromm zu gelten, so konnte man ja nicht antworten: „dreimal im Jahre sollst du vor deinem Gott (in seinem Heiligtum) erscheinen, und zwar nicht mit leeren Händen" (2. Mose 23, 17). Anderseits ist so auch die Auszeichnung des Sabbats, der ja von allen Festen allein im Zehntwort erwähnt wird, zu begreifen. War Sabbat früher Vollmondfest, versammelte sich vordem die Sippe an einem solchen Tage, um den Geschlechtsgöttern, später Jahwe zu opfern, so gab man diesem Tage nun einen anderen Inhalt. Neumond- und Vollmondtage hatte die deuteronomische Gesetzgebung für die Juden abgeschafft. In ihrem Festkalender fehlen sie. Neumond- und Vollmondfest erinnerten doch gar zu sehr an den babylonischen Gestirndienst, mochten sie auch seit langem in Israel gefeiert und als Jahwe heilige Tage angesehen sein. Anderseits hatte man in der Zeit des Pflügens und Erntens einen je siebenten Ruhetag, bei dem die Ruhe und nicht irgendein Opfer geboten war (2. Mos. 34, 21). Diesem Tage wächst nun der altbekannte Name „Sabbat" zu, der eigentlich vom „Fertigsein" = vom Vollsein des wachsenden Mondes gesagt, als „Vollmondstag" gemeint war, ebensogut aber als der Tag angesehen werden konnte, an dem der Mensch „fertig war", nämlich mit seiner Arbeit, und ruhte. Der in dem Dekalog auftretende Sabbat hat also von dem alten Vollmondstag seinen Namen und seine durch die Jahre ununterbrochen durchrollende Feier und seinen religiösen Charakter, von dem Ruhetag an jedem siebenten Tag zur Ernte- und Pflügezeit die Bestimmung eines von Arbeit freien Tages bekommen. Der uns bekannte jüdische Sabbat, der Schluß und Ruhetag der nun alle Jahre in ununterbrochener Folge durchlaufenden siebentägigen Woche, bei dem die Arbeitsenthaltung eine von Jahwe gewollte Leistung ist, konnte auch in der Verbannung gefeiert werden. Denn er war nicht an das Land Kanaan gebunden,

wie die anderen Feste mit ihren vorgeschriebenen Opfern und Gaben. Ja, er wuchs sich in Babel, wo die Heiden ihn nicht kannten, zu besonderer Bedeutung für das Judentum aus. Er ward hier zu einem hervorragenden Kennzeichen des Juden und seiner Religion. Versteht man danach, wie in dem Summarium göttlicher Gebote, das dem exilischen Juden mit dem Zehntwort in die Hände gegeben wurde, nur allein die Sabbatfeier verlangt wurde und verlangt werden konnte, so ist anderseits die starke Betonung der Sabbatfeier bei Ezechiel auch wohl zu begreifen. Mit den sittlichen Geboten und ihrer Erfüllung allein war es nicht getan. Viele Forderungen des Dekaloges galten auch für den Babylonier. Einen eigentlichen Zaun zwischen Juden und Nichtjuden konnten nur besondere Zeremonien, konnte nur ein besonderer Kult bilden. Das erkannte der Prophet. Und er handelte danach. Die Sabbatübertretungen haben nach ihm ebenso sehr wie die sittlichen Vergehen Jahwe zum Gericht über sein Volk gezwungen. Vor beiden gilt es sich in der Zukunft ängstlich zu hüten. Dazu kommt nun — wenn auch nicht bei Ezechiel selbst, so gewiß im Kreise seiner Gesinnungsgenossen — eine neue Wertung der Beschneidung auf. Sie war bis zur Verbannung kein den Israeliten allein eigener Brauch. Die Kanaanäer kannten und übten sie ebenso wie die Araber und zum Teil auch die Ägypter. Dagegen in der neuen Heimat war sie nicht des Landes Brauch. Dadurch bekommt sie für den Juden hierselbst religiöse, sakramentale Bedeutung. Unbeschnittensein, den Sabbat nicht halten war so viel wie seine jüdische Nationalität und Religion aufgeben. Neben Sabbat und Beschneidung nun der Kult. Natürlich ruhte er zurzeit, und das führte zu immer größerer Schätzung von Sabbat und Beschneidung. Aber man war nicht der Meinung, daß er für immer aufgehoben sei. Wenn auch der Sabbat, weil allein im Zehntwort erwähnt, in der Folge alle anderen jüdischen Feste überragte, verdrängt hat er sie nicht. Das hatten auch die Verfasser und Verbreiter des Dekalogs kaum beabsichtigt.

Die Entwicklung konnte ja dahin führen, daß man aus dem zeitigen Aufhören des Kultus zur Erkenntnis seiner Entbehrlichkeit, zu der Meinung durchdrang, daß die wahre Verehrung Jahwes in der Hingabe des Herzens und des Lebens an ihn bestünde, es demnach der Opfer überhaupt nicht mehr bedürfe. Aber diese aus den Gedanken der großen Propheten sich leicht ergebende Konsequenz wurde nicht gezogen. Vielmehr sehen wir Ezechiel und seine Genossen eifrig am Werk, die bisher gültigen

kultischen Ordnungen zu sammeln und den neu entstehenden Bedürfnissen gemäß umzuarbeiten. Es war kein antiquarisches Interesse, das die Verfasser von 3. Mose 17—26, das den Propheten (40—48) zu ihren Sammlungen veranlaßte. Vielmehr: wenn die Juden, was man in Bälde erwartete, heimkehrten, dann sollte alles bereit sein. Dann sollte in dem sofort zu erbauenden Tempel ein Kultus einsetzen, der nunmehr den modernen Juden nicht sowohl von den Vertretern der alten Volksreligion — wie das ja Absicht und Folge der deuteronomischen Reform gewesen war —, als vielmehr von den Heiden unterschied. Profan und heilig, diese Gegensätze, so charakteristisch für die jüdische Gemeinde, treten zum erstenmal bei Ezechiel in dieser Schärfe hervor. Die Welt, die Heiden sind profan, der Jude soll sich aber von allem Profanen frei und rein halten. Dazu dient sein Tempel und Tempeldienst. Auf diesem Gesichtspunkt sind alle die Ordnungen des Ezechiel in K. 40—48 aufgebaut. Das „heilige" Land westlich vom Jordan bis zum Mittelmeer, das Jahwe selbst von der Profanierung der zum letzten großen Ansturm auf die heilige Stadt rückenden Heiden durch ein furchtbares Gericht reinigen wird, ist dann auf die Dauer Sitz des „heiligen", das heißt Jahwe zugehörigen, der profanen Welt entnommenen Volkes Israel.

Vor allen Dingen aber muß der Tempel, der Wohnsitz Jahwes, fortan vor jeder Entweihung geschützt werden. Das geschieht dadurch, daß er bei der künftigen Neubesiedelung ringsum von Priesterland eingeschlossen und also vor der Berührung mit den Laien nach Möglichkeit bewahrt wird (48). Und sollte es doch einmal geschehen, so gibt es Opfer und Sühnriten, durch deren Anwendung nach Ezechiel die Unreinheit beseitigt wird (45, 18 ff.). Der Kultus, nach der alten Volksanschauung das eigentlich Wesentliche in der Religion, wird im Gegensatz zu der prophetischen Anschauung durchaus festgehalten, wenn auch in wesentlich gereinigter und verklärter Form. Die jüdische Gemeinde übernimmt und verwaltet hier nicht das Erbe der Propheten, sondern der Volksreligion. Aber sie betrachtet sich auch als Sachwalterin der prophetischen Ideen, die sie in der „heiligen Schrift" schwarz auf weiß zu besitzen meint. Und gewiß viele prophetischen Ideen sind also Gemeingut der Gläubigen geworden, und doch — „heilige Schrift" kennen die Propheten nicht. Vielmehr: Kultus und „heilige" Schrift sind die Säulen, auf denen das Judentum ruht. Doch nicht die einzigen. Es kommt als drittes das Dogma hinzu. Zum Dogma aber gehören

die Theologen. Sie folgen wie immer den Propheten. An Jesus reiht sich Paulus, an Luther Melanchthon, an Jeremia Ezechiel. Bei Ezechiel ist seine theologisch-seelsorgerische Tätigkeit das eigentlich Bedeutsame und Neue, das für die Folge Wirkungsvolle gewesen. War er bis zum Fall von Jerusalem im Jahre 586 v. Chr. noch in der Weise der Propheten tätig, so beginnt von da eine neue Art seines Handelns. Der Prophet von vordem war Mittler zwischen Gott und der Gesamtheit. Mit dem einzelnen, sofern er nicht Vertreter des Volkes oder bestimmter Klassen war, wie etwa ein König, ein Minister (Jes. 22, 15 ff.), ein Priester (Amos 7, 10 ff.) usf., gab er sich nicht sonderlich ab. Auch Ezechiels Reden richten sich von Babel aus zuerst an Stadt und Volk von Jerusalem. Das wurde mit dem Jahre 586 (Zerstörung Jerusalems) anders. Ein Staat, eine Gesamtheit, an die der Prophet sich wenden konnte, fehlt. Es bleiben nur einzelne hier und dahin zersprengte Gruppen oder Individuen jüdischer Herkunft. Diese gilt es zu sammeln, zu erbauen und zu leiten und in der altväterlichen Religion zu erhalten und zu vertiefen. Das ist Seelsorgerarbeit. Der Seelsorger hat es zuerst mit dem Einzelnen zu tun. Er will diesen für sich und seinen Gott gewinnen. Und aus dieser Arbeit ersteht dann eine Gemeinde der Gleichgesinnten, die durch die gleichen religiösen Interessen und Empfindungen zusammengebunden sind. In Ezechiel löst nun seit 586 den Propheten der Seelsorger ab, dem die Pflicht der Warnung, Zurechtweisung und Leitung der Individuen in einer Art neuer Bestallung auf die Seele gelegt wird (33, 1 ff. und 3, 16 ff.). Die Voraussetzung und auch der tragende Grund dieser seiner neuen Tätigkeit ist nun aber ein neuer, scharf herausgestellter Glaubenssatz. Das ist der Satz von der peinlich genau abgewogenen göttlichen Vergeltung. Jahwe wird sein Tun durchaus nach dem des Menschen richten. Tat und Lohn müssen sich in diesem Leben genau entsprechen, so gewiß Jahwe ein Gott der Gerechtigkeit ist und ein Leben des Menschen nach dem Tode und somit auch eine Vergeltung etwa im Jenseits außer Frage steht. Dieses *Hauptdogma des jüdischen Gemeindeglaubens* ist in Israel, ist bei den Propheten noch nicht bekannt. Das kann man leicht verstehen. Altisrael empfindet die Gottheit wesentlich als absolute Macht. Gleich einem orientalischen Herrscher, der seine Günstlinge nach seinem Belieben wählt und auch wieder verwirft, ohne sich dabei nur von sittlichen Gründen leiten zu lassen; der da erhöht und stürzt, wen er will,

herrscht Jahwe über die Seinen. Er hat nun einmal Israel erwählt, weil es ihm so gefiel, nicht weil es sittlich besser gewesen wäre wie andere Völker (5. Mos. 9, 1 ff.). Das gilt vom Volk, noch viel mehr vom Einzelnen. „Wenn Menschen dich gereizt haben, mich zu verfolgen, o Saul, so seien sie verflucht, wenn es Jahwe tat, so möge er ein Opfer riechen, dadurch gnädig gestimmt werden und von seinem durchaus unberechtigten Grimme gegen mich ablassen," so etwa drückt sich der verfolgte David aus (1. Sam. 26, 19). Den Propheten ist Jahwe Herr und König der sittlichen Welt. Er verlangt von seinem Diener ein sittlich gutes Benehmen in Wort und Werk. Was er aber von anderen fordert, muß Jahwe selbst doch in vollkommenster Weise leisten. So kann man sich das göttliche Handeln nunmehr nur noch von diesen sittlichen Grundsätzen getragen vorstellen. Weil er der gerechte Gott ist, lohnt er Israel je nach seinen Taten. Dabei wird der einzelne mit seinem Volke Segen oder Unglück ernten, gleichviel ob er es verdient hat. Denn Jahwe kümmert sich vornehmlich um die Gesamtheit. Mit der immer fortschreitenden Verinnerlichung der Religion hängt es zusammen, daß der Einzelne sein Verhältnis zu Jahwe nicht mehr durch die Angehörigkeit zu seinem Volk vermittelt empfindet, daß es jetzt nicht sowohl „Jahwe und das Volk", sondern „Jahwe und die Seele" heißt. Und nun wird, was vorher vom Volk galt, einfach auf das Verhältnis Jahwes zum Einzelnen übertragen. Er wird von Jahwe genau nach seinen Taten gelohnt werden. Man soll nicht mehr sagen: „Unsere Väter haben Heerlinge gegessen, davon wurden unsere Zähne stumpf" (Jer. 31, 29); auch wird Jahwe nicht mehr „um der Väter willen die Söhne heimsuchen". Vielmehr ein jeder wird seine eigene Schuld tragen, d. h. er wird in diesem Leben den Lohn seiner eigenen Taten empfangen. Die Anwendung des auf Völker und Staaten gemünzten Satzes, daß die „Weltgeschichte das Weltgericht" sei auf das Leben des Einzelnen, uns so gar fremd anmutend, ist nun ganz besonders kennzeichnend für den Theologen Ezechiel (K. 33) und für den jüdischen Gemeindeglauben. —

Die Verbannten lebten ursprünglich zumeist auf dem Lande. Tempel erbauten sie nicht, Opfer brachten sie nicht dar. Die Gebiete außerhalb Kanaans galten ihnen als „unrein" (vgl. Amos 7, 17). Sie kamen wohl in ihren Häusern zusammen, um miteinander zu beraten und zu klagen. So sah das Haus, der Hof des Ezechiel manch fromme Versammlung, die durch den

Propheten selbst geleitet wurde. Also im Einzelhaus liegt hier wie auch später bei dem Christentum der eigentliche Keim der Kirche. Als der Druck nun allmählich, wie es scheint, immer stärker wurde, haben diese häuslichen Zusammenschlüsse, haben die „Zeichen der jüdischen Religion" (Ps. 74, 9) wie Sabbat und Beschneidung immer größere Bedeutung gewonnen, wesentlich zur Erhaltung des Judentums beigetragen.

5. Die Wiederherstellung.

Koresch (= Cyrus), der König von Persien, eroberte Babel im Jahre 539. Die Juden hatten das erwartet und erhofft (vgl. Jesaj. 41, 1 ff.; 45, 1 ff.). Denn der Fall Babels bedeutete für sie Freiheit und Heimkehr. Sie täuschten sich nicht. Der Großkönig gestattete die Rückwanderung. Etwa 40000 machten davon Gebrauch. Das war angesichts der geringen Zahlen, die Jer. 52, 28—30 für die unter Nebucadnezar Fortgeschleppten gegeben werden (4600!), eine stattliche Masse. Doch waren es längst nicht alle. Mögen zu diesen 4600 noch mancherlei Nachzügler gekommen sein oder die Vermehrung der Verbannten in der Zeit von 597—39 sehr stark gewesen sein: sicher ist, daß mit dem Führer Scheschbazar nicht alle Volksgenossen zur Heimat zogen. Sie blieben zum nicht geringen Teil dort, wo sie sich Besitz und Land gewonnen hatten und wo sie, wie schon zuvor, so erst recht unter der in religiöser Hinsicht sehr toleranten Regierung der Perser ruhig ihres Glaubens leben konnten. Denn das hatte ja die bisherige Zeit schon gelehrt, daß man auch fern vom heiligen Land, daß man auch ohne Opfer und Tempel Jude sein und bleiben konnte. Sie hatten doch außer den Kennzeichen ihrer Religion, dem Sabbat und der Beschneidung, einen reichen geistigen Besitz an jüdischen Schriften und Weistümern (Deuteronomium, Patriarchenerzählungen, Richter- und Königsgeschichten), den sie nicht nur bewahrten, sondern auch in ihrer Weise bereicherten, wie denn Esra ein in Babylonien fertiggestelltes „Gesetzbuch Mosis" von dorther mit sich brachte. Immerhin: auch die Zurückgebliebenen hatten ein lebhaftes Interesse an dem Wiederaufbau von Stadt und Tempel. Die jüdische Religion war noch längst nicht also von dem Lokal gelöst, daß sie ohne dies selbständig weiter hätte existieren können. Die sogenannte Diaspora, die von jetzt ab immer mehr bedeutsam heraustritt — auch sie hat ihren Mittelpunkt in dem Gotteshause zu Jerusalem. Auch sie vermag sich doch

nur zu behaupten durch die eigenartige Entwicklung, die die Heimatsgemeinde nimmt, von der sie in religiöser Hinsicht gespeist wird. Und diese Entwicklung ist sonderlich genug. Cyrus befahl den Tempelbau und stellte die Mittel von Staatswegen zur Verfügung! Ja, er ließ die heiligen, nach Babel verschleppten Geräte des Tempels von Jerusalem, soweit sie noch zu finden waren, wieder zurückgeben (Esra 6, 1 ff.). Kein Wunder, daß die Gedanken der Heimkehrenden auf das höchste gespannt waren. Stand doch ein Davidide an ihrer Spitze! Sollte da nicht die messianische Zeit kommen mit all ihrem Glanze und ihrer Fülle? Nichts von alledem trat ein! Die Heimkehrenden räumten vielleicht die Trümmer fort, die des alten Tempels Fundamente bedeckten (Esra 3, 10), nahmen auch den Altar wieder in Gebrauch für ihre Jahwe geweihten Opfer, aber den Tempel bauten sie nicht; das messianische Reich kam nicht; die Freiheit, die erhoffte Herrschaft über die Völker blieb nach wie vor aus! Die Perser gaben religiöse, aber nicht politische Freiheit. Man war nicht einmal imstande, jene genügend auszunutzen, geschweige diese zu erringen. Die Bewohner Judäas hatten zunächst um des Lebens Nahrung und Notdurft zu kämpfen. Die gemeine Not zwang sie, sich erst eigene Wohnhäuser zu schaffen, bevor sie Hand an das Wohnhaus ihres Gottes legen konnten. Und als der große Cyrus im Kriege gegen die Scythen sein tragisches Ende fand, kam mit Kambyses ein Mann zur Regierung, der in politischer und vielleicht auch in religiöser Hinsicht andere Bahnen einschlug wie sein Vorgänger. Er faßte das von seinem Vater überkommene, ziemlich locker zusammengefügte Reich mit fester Hand zusammen und erweiterte es noch durch die Eroberung Ägyptens. Im Gegensatz zu der sonst von ihm geübten Toleranz scheute er sich auch nicht, die Kulte und Tempel der unterworfenen Völker zu stören und zu zerstören, wenn sie politischen, gegen den Großkönig gerichteten Strebungen dienten[1]. Es ist danach wohl zu verstehen, daß wir aus dieser Zeit von einem Sich-regen religiöser und politischer Gedanken in Jerusalem nichts vernehmen. Das ward anders mit dem Tode des Kambyses und den sich anschließenden Wirren (522 v. Chr.) bei dem Regierungsantritt des Darius. Sollte hier nicht Jahwes Hand im Spiel sein? Sollte nicht jetzt das so sehnlichst erwartete messianische Reich endlich erscheinen? Jedenfalls mußte die Gemeinde von sich aus

[1] Vgl. Prašek, Kambyses (der alte Orient 14, 2), 1913. S. 15 f., S. 23.

alles aus dem Wege räumen, was in ihr dieser Gottesherrschaft hinderlich sein konnte. Da waren vor allem noch die Trümmer des alten Gotteshauses, die laut von dem weltlichen Sinn und der Lauheit der Gemeinde Zeugnis ablegten. Der Grund alles Elends ist nach Haggai in dem mangelnden Interesse der Gemeinde am Tempel und Tempeldienst zu erblicken. So ruft der Prophet zum Tempelbau auf und verkündet laut, daß mit seiner Vollendung auch die erwartete Weltherrschaft des Davididen kommen werde. Schon ist der Messias da: Serubabel, der Enkel des Jojachin, ist zu dem jüdischen Weltherrscher erkoren. Konnten die Perser ihn zum Statthalter Judas, so wird Jahwe ihn zum König der Welt machen. Seinen köstlichen „Siegelring", die davidische Dynastie, den Jahwe seinerzeit vom Finger streifte (Jer. 22, 24): in Serubabel wird er ihn wieder anstecken (Haggai 2, 23). Dann wird sich endlich das Wort erfüllen (Jes. 45, 14; 49, 23), daß der Reichtum aller Völker nach Jerusalem gebracht wird (Haggai 2, 7 f.). Und wenn Haggais Zeitgenosse Sacharja zurzeit die Welt für ruhig hält (Sach. 1, 7—11), so meint doch auch er, daß Jahwe jetzt alle Hindernisse beseitigen, die Heimkehr aller Verbannten ermöglichen (K. 2), die Gemeinden von kultischen (3) und sittlichen Vergehen reinigen (5), nach Beendigung des Tempelbaues (K. 4) die Welt erschüttern (6, 1—8) und Serubabel die Krone des Messias, die man auf des Propheten, d. h. Jahwes Geheiß schon anfertigte, auf das Haupt setzen würde (6, 9—13).

Es war ein gefährliches Spiel. Das zeigte sich sofort beim Tempelbau, den Serubabel tatsächlich in die Hand nahm. Schon hierin witterten die mißgünstigen Nachbarn bedenkliche Pläne und meldeten das Vornehmen der Juden nach Ekbatana. Darius aber gestattete und begünstigte den Bau und nahm damit den Juden die Waffen aus der Hand. Konnten sie ihrem Gott ungestört in seinem Hause nach ihrer Weise dienen, so geschah von ihrer Seite alles, was nötig war zur Herbeiführung der Gottesherrschaft. An Jahwe war es nun, seinerseits zu sprechen. Er aber schwieg. Serubabel verschwindet aus der Geschichte und damit auch das Geschlecht der Davididen. Der jüdische Statthalterposten wurde eingezogen und die Gemeinde auf ihre rein religiöse Aufgabe verwiesen. Der Messias aber wird eine eschatologische Größe. Man flüchtete sich aus der Gegenwart in die Zukunft. Denn die Gegenwart war traurig genug. Die eben aufflackernde Hoffnung sank in Asche zusammen. Der Trost

der Propheten, daß die Kostbarkeiten aller Welt dem neuen Jahwehaus in Jerusalem zuströmen und es so über den salomonischen Tempel erheben würden (Haggai 2, 6 ff.; Jes. 60, 1 ff.), hatte auch nicht lange wirken können. Denn ihre Worte trafen nicht ein. Ebensowenig erfüllte sich die Hoffnung, daß Jerusalem die Fülle seiner Bewohner nicht werde bergen können (Jes. 49, 19 ff.; Sach. 2, 5 ff.). Gewiß war die Stadt auch vor der Zerstörung nach unseren Begriffen eine Kleinstadt. Aber wenn auch die heimkehrenden 40 000 sich hauptsächlich wohl in Jerusalem niederließen und mit den Zurückgebliebenen eine der vorexilischen an Zahl vielleicht gleich große Stadt bildeten: man hatte derweil in Babel eine wirkliche Großstadt kennen und damit nach anderen Maßstäben messen gelernt. Jerusalem war und blieb ein kleines Städtchen in einer kleinen Provinz des großen persischen Weltreiches, ganz auf die Gnade des Großkönigs angewiesen. Kein Wunder, daß da so manchem die Flügel lahm wurden. Hielt man noch an Jahwe und an seinem Kult fest, so geschah das doch mit halbem Herzen: die geringwertigsten Tiere der Herde waren für seinen Dienst noch gut genug (Mal. 1, 1 ff.). Und was hatte das Ganze denn überhaupt für einen Wert? Immer noch ging es den Bösen, d. h. den heidnischen, den Jahwe fremden Nationen besser wie den jahwetreuen Juden. Dazu kam, daß die nationale Beschränktheit der Verehrung eines Universalgottes überholt schien. Rauchten nicht überall dem höchsten Gott der Welt die Opfer? (Mal. 1.) Macht es einen Unterschied, ob man ihn nun mit den Juden Jahwe, mit den Persern Auramazda, d. h. hehren Gott, in Phönikien und Samarien den „Eljon" den höchsten Gott benannte?

So dachten gewiß nicht wenige, wenn sie nicht gar den Zurückgebliebenen sich anschließend wieder dem alten Naturdienst huldigten (Jes. 56, 9 ff.). Aber beides mußte zur Preisgabe des Glaubens an *einen* die Welt nach seinen sittlichen Plänen regierenden Gott und Herrn führen. Solchen Glauben bot die Welt — auch die persische — außerhalb Israels zu jener Zeit noch nicht. Israel aber hatte ihn, wenn auch in nationaler Bekleidung, von den Propheten überkommen und konnte ihn auch nur in dieser behaupten. Darin besteht nun die Bedeutung des Esra und seines Werkes, daß er die Gemeinde von Jerusalem durch einen Zaun ritueller und zeremonieller Einrichtungen von dem Eindringen heidnisch-religiöser Elemente freihielt und so das Aus-

reifen einer wirklich monotheiſtiſchen Religion, zunächſt einmal in judäiſcher Färbung, ermöglichte. Er legte alles Gewicht auf das kultiſche und religiöſe Leben der Gemeinde unter völligem Verzicht auf politiſches Handeln. Ohne Esra wäre die jüdiſche Gemeinde, wäre alles, was wir von den Propheten, den Königen Iſraels wiſſen, ſpurlos verloren gegangen. Denn die wenigen ſeiner Geſinnungsgenoſſen in Jeruſalem (Jeſ. 57, 13 ff.) waren nicht imſtande geweſen, ſich gegenüber der Flut ſamaritaniſcher oder heidniſcher Gedanken ſiegreich zu behaupten. Das muß man immer im Auge behalten, wenn man von Esra und dem durch ihn geſchaffenen Judentum redet.

6. Die jüdiſche Gemeinde von Esra an bis zum Untergang des perſiſchen Reiches.

Man hat geſagt, die jüdiſche Gemeinde ſei eine Schöpfung des Perſertums. Das iſt gewiß übertrieben. Immerhin: ohne die tätige Hilfe der perſiſchen Regierung wären die nötigen Reformen in Jeruſalem nicht durchgeführt worden. Und daran hing doch das Schickſal nicht nur der jüdiſchen Gemeinde, ſondern auch der jüdiſchen Religion und Geiſteskultur. Ohne ſie hätte die Jeruſalem umflutende Miſchbevölkerung mit ihrer Miſchreligion und Miſchkultur alles eigenartig Jüdiſche vollkommen hinweggeſpült. Es war deshalb von einſchneidender Bedeutung, als der Großkönig einem jüdiſchen „Schriftgelehrten" Esra, dem Sohn des Asarja, im Jahre 458 die Erlaubnis gab, mit ſo viel Volks- und Geſinnungsgenoſſen, wie er zu ſeiner Begleitung willig fand, nach Jeruſalem hinaufzuziehen, um da mit königlicher Unterſtützung ordnend ein- und durchzugreifen. Des Esra Aufruf hatte Erfolg. Mit reichlichen Mitteln verſehen pilgerte eine ſtattliche Anzahl babyloniſcher Juden nach Jeruſalem (etwa 2000). Und die Gemeinde war dieſer bedeutenden Zuführung von Geld und Intelligenz außerordentlich bedürftig. Die von ihnen ſelbſt eingebrachten und vom Großkönige bewilligten Gaben ermöglichten erſt die Einrichtung eines regelmäßig geordneten Kultus mit all ſeinen Opfern, ſeinem großen Prieſter- und Leviten-perſonal, wie er für den Beſtand der jüdiſchen Gemeinde und ihrer Religion unbedingt erforderlich ſchien. Der Beiſtand aber der neuankommenden Geſinnungsgenoſſen, welche den ſeit der erſten Heimkehr in Jeruſalem wohnenden Juden geiſtig überlegen waren, ermöglichte der jüdiſchen Gemeinde daſelbſt erſt die Durch-

führung von Reformen, wie Esra sie für nötig hielt. Und auch jetzt war es noch schwierig genug. Das zeigte sich gleich bei dem ersten Versuch. Die Mischehen zwischen Juden und Heiden oder Halbjuden, von einer Minderheit in der Gemeinde schon längst als Krebsschaden erkannt, waren von großer Gefahr. Sie mußten gelöst und weiterhin verboten werden. Gewiß gab es auch unter der Schar der schlichten Frommen manche, die hierüber anders dachten. Hatten doch die Väter in Heiraten mit fremden Frauen keine Sünde gesehen. Absalons Mutter stammte aus Geschur (2. Sam. 3, 3), Salomos Hauptfrau war eines ägyptischen Pharao Tochter (1. Kön. 2, 1). Ja, man erzählte sich, und der Dichter des lieblichen Büchleins Rut hebt es mit Absicht hervor, daß eine Moabitin unter den Ahnfrauen des großen Königs David gewesen war. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Nicht jede Fremde war geneigt, das Volkstum und die Religion des jüdischen Mannes anzunehmen, wie Rut es getan. Im Gegenteil. Es lag jetzt vielmehr dem jüdischen Manne nahe, in Geschlecht und Kultgenossenschaft der Frau aufzugehen. Das war vorteilhafter. Denn die Gemeinde in Jerusalem war klein, arm und ohne Macht. Die Nachbarn aber verfügten über Besitz und Ansehen. Gefahr war in Verzug. Es gab nur einen Weg, mochte er auch als der Weg der Engherzigen und Beschränkten erscheinen — Lösung dieser Ehen. Es mußte eben mit scharfem Messer ein kühner Schnitt gemacht werden. Ein erster Versuch Esras nach dieser Richtung gelang augenscheinlich nicht recht. Erst unter dem Druck der göttlichen und weltlichen Obrigkeit konnte man zum Ziel kommen. Die Berufung auf ein göttliches Gesetz und auf den Willen des Staates allein vermochte den gewünschten Erfolg zu bringen. Und der Erfolg stellte sich ein, als man im Jahre 444 diese beiden Mittel anwandte. So lange hatte Esra sich gedulden müssen, weil erst mit der Ankunft des zum Statthalter ernannten Juden Nehemia und mit der durch ihn fertig gestellten Mauerumwallung der Stadt die Möglichkeit zu einem festen Eingriff gegeben war[1]. Eine offene Stadt, wie Jerusalem nach Sacharjas Wort eine solche sein und bleiben sollte (Sach. 2, 9), war stets bedroht. Die Hoffnung, daß Jahwe ihr eine feurige Mauer sein werde (Sacharja), hatte sich nicht erfüllt. Fremde, die nichts in Jerusalem zu suchen hatten, blähten sich daselbst mit ihrer

[1] Es ist aber auch möglich, daß Esras Reise erst nach dem Mauerbau des Nehemia stattfand, wie manche Gelehrte meinen.

Macht. Das gelang ihnen vornehmlich durch Verschwägerungen. So mußte man ihre nach Jerusalem verheirateten Töchter ausweisen und damit ihren Einfluß in Jerusalem beseitigen. Es versteht sich, daß sie ihre Töchter nicht so ohne weiteres aus Jerusalem vertreiben, sich nicht so leicht ihre Stellung daselbst rauben ließen. Gegen Gewalt von dieser Seite konnte man sich nur durch den Bau von Mauern schützen. Das sah Esra ein und legte die Hand ans Werk. Aber er mußte von seinem Vorhaben abstehen. Eine Meldung seiner Feinde an den Großkönig hatte das Verbot des Mauerbaues zur Folge (Esr. 4, 12 ff.). Erst als des Artaxerxes I. Mundschenk, der Jude Nehemia, von seinem Oberherrn mit ausgedehnten Vollmachten versehen, ja zum Statthalter von Jerusalem ernannt wurde, trat hier ein Wandel ein. Seiner Festigkeit und Klugheit gelang es, allen Anfeindungen, Intriguen und Nachstellungen zum Trotz, die Stadt mit einer festen Mauer zu umschirmen und so von der Außenwelt abzuschließen. Dadurch wurde es ermöglicht, daß man in der Ehefrage wirklich durchgriff und so den Kanal, durch den immer wieder heidnisches Wesen einströmen mußte, für immer absperrte. Aber man blieb nicht bei der Negation stehen: die Stunde für den Priester und Schriftgelehrten war gekommen, der Laie hatte ihm nur den Boden bereitet und trat nun hinter ihm zurück. —

Die Frage, in welchen Bahnen sich die neue Gemeinde bewegen sollte, traf Esra nicht unvorbereitet. Draußen in Babel, wo man nicht durch die Widerstände des Lebens gehemmt war, wie in Palästina, hatte man in den Wegen des Ezechiel weitergehend einen Verfassungsentwurf, ein „Gesetz Jahwes", zusammengestellt, das nun zur Grundlage der Gemeinde gemacht wurde. Er ging aus Priesterkreisen hervor und atmet priesterlichen Geist. Daher nennt man ihn auch den Priesterkodex. Ihn brachte Esra mit sich. Auf ihn hat er die Gemeinde festzulegen versucht (Esra 8—10). Dies Werk, das uns in den Abschnitten 1. Mose 1 (Schöpfung), 1. Mose 17 (Beschneidung), 2. Mose 25—31, 35—40 (Stiftshütte), 3. Mose (Opfer und Feste) uff. vorliegt, hat nun der weiteren Entwicklung der jüdischen Gemeinde das Ziel gewiesen. Es rechnet nicht mehr mit einem weltlichen Staat der Juden, die persische Obrigkeit sitzt fest im Sattel und mag das Weltliche weiter besorgen wie bisher. Die alle Gedanken bei der ersten Heimkehr aus Babel beherrschende Hoffnung, daß der Sproß aus Davids Stamm das jüdische Reich

in alter Blüte wieder herstellen möge, wird stark zurückgedrängt. Das mag ja wohl am Ende der Tage einmal kommen. Jetzt aber hat man andere Dinge zu treiben, die wichtiger sind, als sich mit dieser vagen und gefahrbringenden Hoffnung zu beruhigen. Das Messiasbild verblaßt. Die Kirche, der Tempel, das Opfer, der Priester — das ist's, wofür jetzt alles Interesse gefordert wird. Mit der Umwandlung eines staatlichen Wesens in eine Gemeinde wird nun in klarem Bewußtsein voller Ernst gemacht. Die im Landleben wurzelnden Feste werden verkirchlicht und kalendarisch festgelegt, die Opfer dem Privatleben des einzelnen entzogen, von seinen Händen in die des Priesters zu Jerusalem übertragen. Das hatte eine völlige Umgestaltung des alten Priestertums zur Folge. War vordem der Priester — auch der am Tempel zu Jerusalem — ein Mann gewesen, der meist bei anderen in Lohn und Brot stand, eigenen Besitz nicht recht hatte, also mehr den Armen, den Daherreisenden gleichgestellt war, so änderte sich das jetzt. Der Tempel in Jerusalem und sein Kult ist ja doch das Herz der jüdischen Religion. Es hängt alles daran, daß der Kult hierselbst sich in der gottgewollten Weise abspielt und vor irgend welcher Verunreinigung geschützt wird. Dafür zu sorgen ist des Priesters Aufgabe. Durch ihn und seinen Dienst wird verbürgt, daß der Bund zwischen Jahwe und seinem Volk aufrechterhalten wird. Er und nicht mehr der Laie ist das handelnde Subjekt in dem Gottesdienst. Er steht zwischen Gott und der Gemeinde, ist der Adel der Gemeinde. Der oberste Priester aber, der „Hohepriester", wird jetzt zur ersten Persönlichkeit des jüdischen Volkes, da er der erste in der Gemeinde ist und die politische Leitung in den Händen eines persischen, meist in Samarien residierenden, Beamten liegt. So ist der Tempel, und was mit ihm zusammenhängt, das Herz der jüdischen Religion. Es versteht sich für den Juden von selbst, daß Jahwe nicht viele, sondern nur einen irdischen Palast hat, in dem er wohnt und für seine Verehrer zu finden ist. Der ist in Jerusalem, dem „Mittelpunkt der Welt". Gewiß, man hat versucht, ihm anderswo eine Wohnstätte zu errichten. Das rücksichtslose Vorgehen eines Esra und Nehemia hatte die Bildung der samaritanischen Gemeinde, des Tempels der Samariter in Sichem zur Folge. Aber auch sie wollen damit nicht mehrere Tempel Jahwes auf Erden anerkannt wissen, wie das in alter Zeit so war, sondern ihr Absehen ging darauf, den einen Tempel in Jerusalem durch den einen auf dem Berge Garizim zu ersetzen. Ebenso liegt es doch

auch mit dem Tempel zu Leontopolis in Ägypten, den der flüchtige Onias im Jahre 170 daselbst errichtete. Nach Meinung dieses „aaronidischen" Priesters (?), seiner Genossen und Anhänger wie selbst der Samaritaner ist eben ein solcher Kult für die jüdische Religion — und diese wollten auch die Samaritaner festhalten — an einem bestimmten Ort unbedingt notwendig, nur daß dieser Ort nicht gerade Jerusalem zu sein braucht.

Aber sie drangen mit dem Wechsel des Ortes nicht durch, selbst dann nicht, als in Jerusalem seit der Makkabäerzeit nur illegitime Hohepriester amteten. Und sie konnten auch nicht durchdringen. Zu fest war Jerusalem in den Herzen der Frommen als die Mutter aller Gläubigen verankert (Ps. 87). Die „heilige Stadt", ihr Tempel, Jahwes Kult daselbst bindet die Juden aller Welt zusammen. Denn wir haben es jetzt — und das ist bedeutsam — mit Juden in der ganzen Welt zu tun. Nicht bloß, daß sich die Verhältnisse in Palästina unter persischer Verwaltung allmählich bessern, daß der Wohlstand, die Bevölkerung wächst, so daß von Palästina aus Galiläa, ja selbst Ägypten mit dem Bevölkerungsüberschuß versehen wird: auch die in Babel Zurückgebliebenen setzen sich überall in den Hauptstädten des persischen Reiches fest, wie denn das Estherbuch durch das ganze persische Reich hin zerstreute Judenkolonien annimmt. Aber das Bewußtsein, in Jerusalem den einigenden Mittelpunkt zu besitzen, kann für diese doch nicht genügt haben. Die Religion muß sich im täglichen Leben, in gemeinsamem Gottesdienst betätigen, wenn sie nicht ersterben soll. Und so treten denn die Synagogen auf, die Bet- und Versammlungshäuser. Sie waren nicht, wie die Tempel einst, an ein Land, wie das Gotteshaus jetzt an eine Stadt gebunden: vielmehr, wo immer eine jüdische Kolonie saß, entstand auch eine Synagoge (zuerst vielleicht in Babylonien). Das Opfer fällt für die Synagoge fort, so tritt Schriftverlesung und -deutung, tritt das religiöse Lied, das Gebet an die Stelle. Und die Formen für diesen Gottesdienst, wie sie hier sich ausbildeten, sind dann von der christlichen Kirche, vom Islam übernommen und weiter entwickelt worden.

Im Mittelpunkt der religiösen Darbietungen in den Synagogen stand natürlich die Schriftverlesung. Denn die jüdische Kirche hat eine heilige Schrift und gründet sich auf ihr. Diese ist zunächst und in erster Linie die Thora, d. h. das in den „5 Büchern Mosis" zusammengefaßte Gesetz. Aus ihm fließt dem Juden sein religiöses Leben, Denken und Handeln. Dieser Besitz macht das Judentum

der ganzen Welt zu einer geistigen Einheit und scheidet es von der Umwelt. Gewiß, es fehlen dieser Gemeinde die religiösen Heroen, die Propheten, wie Altisrael sie besaß: Gott hat ein für allemal in seinem Gesetz gesprochen, da bedarf es der Offenbarung durch die Propheten nicht mehr. Heilige Schrift tritt an die Stelle des „Wortes Gottes", ja wird jetzt selbst „Gottes Wort". Die ragenden Berge religiöser Kraft fehlen, aber die allgemeine Höhenlage ist größer denn zuvor. Und es ist fürwahr nicht wenig, was die Juden in dieser heiligen Schrift und durch sie haben. Ist sie doch ganz und gar von strengem Monotheismus getragen und durchtränkt. Wer ihr folgt, von ihr sich lehren läßt, ist vor jedem Rückfall in polytheistische Bräuche und Gedanken bewahrt. Der Glaube an einen Gott tritt uns hier nicht etwa nur als Glaube einiger erleuchteter Geister, sondern als der tragende Grund der jüdischen Religion entgegen. Und was in Bräuchen und Sitten aus der Zeit des Heidentums sich bewahrt hat, wie Opfer und Feste, Beschneidung und Speisegebote, ist seines heidnischen Charakters entleert, also ungefährlich gemacht und in den Kult des einen Gottes hineingearbeitet worden. So dienen alle diese Ordnungen jetzt dem monotheistischen Glauben der jüdischen Gemeinde. In ihrer Durch- und Ausführung betätigt sie die Anbetung des einen Gottes Himmels und der Erden. Sie empfindet alle diese das Leben einengenden Bestimmungen des Gesetzes nicht als Last, sondern als Lust. Sie fragt nicht: warum hat Gott dies und das geordnet, sondern sie beugt sich der göttlichen Autorität, nimmt diese Einrichtungen als gottgegeben und gottgewollt hin und fügt sich ihnen. Und dabei befindet sie sich wohl. Das Gesetz, d. h. doch die Thora mit all ihren Einzelgeboten, ist des Juden köstlichster Besitz, ist „süßer denn Honig und Honigseim, besser denn Gold und Feingold" (Ps. 19, 11). Man kann sich gar nicht genug tun im Lobpreis dieses Gesetzes, wie der aus 176 Versen bestehende Lobpreis der Thora, der 119. Psalm, zeigt. Die Weisheit stand einst vor Gottes Thron, das schönste und erste seiner Geschöpfe. Mit ihrer Beihilfe schuf Gott diese Welt und hat alles darin „mit Weisheit geordnet." (Ps. 104, 24 f.) Sie gab und gibt den Menschen die Vernunft und weise Einsicht, sie gab aber vor allem Israel das Gesetz, das höchste Erzeugnis der Weisheit, ja in ihm gab sie sich selbst, so daß sie Wohnung in Israel genommen hat. Demnach kann der Israelit auch nichts besseres tun, als über dem Gesetz zu sinnen Tag und Nacht (Ps. 1). Und alle

die weiteren Ordnungen, die nicht im Gesetz stehen, aber infolge dieses Sinnens aus ihm herausgetüftelt sind und das ganze Leben des Frommen umspannen, wie sie später in der Mischna festgelegt wurden: sie sind auch Gottes Ordnung, Ausfluß und Gabe dieser göttlichen Weisheit.

So wird der Fromme sich diese „unvergleichlichen" (5. Mose 4, 8) Weisungen stets vor Augen halten, sie sich, seinen Kindern und Kindeskindern äußerlich auf-, innerlich einprägen, wie es das Gesetz selbst vorschreibt (5. Mose 6, 6 ff.; 11, 18 f.). Durch die Annahme der Thora, durch das Leben in ihr ward der Jude zum Juden. Nicht die Vertreibung aus seinem Lande, nicht der Haß und Druck vonseiten der Völker hat ihn zu dem gemacht, was er war. Vielmehr weil er so war, traf ihn der Haß und Druck. Dieser hat ihn dann nur in seiner Art und Richtung bestärkt und verhärtet. Denn wenn er auch unter den Heiden lebte, ward er doch nicht einer der Ihren. Er diente ihnen in Handel und Wandel, in Heer und Diplomatie zu ihrem, aber auch gewiß zu seinem Vorteil; aber er verlor sich nie an sie. Und er konnte das nicht dank seines Gesetzes, das ihm nun die Heimat, das Vaterland ersetzte und ihn mit den Glaubens- und Volksgenossen in der Fremde zu einer Gemeinde zusammenband. Inmitten einer andersgearteten Welt halten sie fest an der Beschneidung, die ihnen in gänzlicher Verkennung der Tatsachen als ein vormals von Jahwe offenbartes und den Juden geschenktes und auferlegtes Sakrament galt, das sie von den Heiden schied (1. Mose 17). Änglich feiern sie den Sabbat durch strengstes Unterlassen jeglicher Arbeit; selbst das Vergnügen ist verboten, sofern es irgendwelche Arbeit erfordert. Und das alles, weil ihr Gott es so wollte. Sie vermieden die Speisen, die nach göttlicher Anweisung als unrein galten, und dachten weiter nicht über den Grund nach. Vielmehr, Jahwe wollte dies alles, und die Juden befolgten seine Gebote in blindem Gehorsam. Sie vermieden es, mit den Nichtisraeliten zu essen, gar sich mit ihnen durch Heiraten zu verbinden — dadurch machten sie sich „unrein". Denn „die „Welt" ist profan, ist „unrein" und kann nicht anders sein und werden. Der Jude kann kraft seines kultischen Handelns „Heiligkeit", d. h. Reinheit erwerben und behalten.

Es ist natürlich, daß man das in der Welt wohl empfand. Altisrael dachte über die Nichtisraeliten milder. Der Unterschied zwischen ihm und den benachbarten Semiten (Edomitern, Ammonitern, Moabitern) war ja auch nicht groß. So wird mancher

Fremde in Israel, mancher Israelit auch im fremden Volkstum aufgegangen sein. Jetzt lag das anders. Das Gesetz hatte einen trennenden Damm zwischen Israel und der Welt aufgerichtet. Mochte der Gegensatz im eigenen Lande nicht so sehr hervortreten, obwohl auch da in der persischen wie griechischen Periode eine Berührung mit den in Palästina hausenden „Heiden" nicht zu umgehen war: aber die Diaspora da draußen mußte ihn auf Schritt und Tritt bemerken und empfinden. Desgleichen aber auch die Nichtjuden. Der Jude verstand es wohl, die Vorteile, die ihm das Weltreich mit seinen tausend Möglichkeiten bot, auszunutzen. Dabei hielt er doch fest an dem Glauben, zu dem Volk Gottes zu gehören, hielt fest daran, daß die Juden der Adel der Nationen seien, daß auch das Weltreich einst ihnen zufallen würde, von Gottes und Rechtswegen. Die Welt war für den Juden, nicht der Jude für die Welt da. Denn der Gott der Welt, an den er glaubte, war doch Jahwe von Jerusalem. Man rief ihn an bei seinem alten Namen Jahwe, der doch aus den Zeiten stammte, da man den Gott Israels durch einen Eigennamen noch von anderen gleichartigen Wesen, also von anderen Göttern unterschied, und empfand nicht, daß man damit wie auch mit seiner Bindung an einen besonderen Ort noch einen Rest alter polytheistischer Anschauung mit sich schleppte. Vielmehr galt der Name mehr denn je als hochheilig. Selbst der Hohepriester durfte ihn nur bei besonders feierlicher Gelegenheit gebrauchen. Der Laie aber vermied es ängstlich, ihn auszusprechen. Das konnte gefährlich sein, konnte auch den Nichtisraeliten das Geheimnis dieses hochheiligen Namens preisgeben. Und wenn man erkannte, daß „Jahwe und er allein Schöpfer und Herr des Universums, allein Gott war" (Deuterojesaja), so ging doch nicht der Jahwe von Israel in dem Gott und Herrn der Welt, sondern eher dieser in jenem auf. Das heißt, Gott mußte die Welt meistern und leiten in einer Weise, wie es Israel, mit dem er als Jahwe doch in besonderem Verhältnis stand, nützlich und heilbringend war.

Wohl gab es für die Heiden auch eine Möglichkeit, diesem Gott, der doch allein existierte, zu dienen, aber nur durch Anschluß an Israel. Nicht die Juden streiften das nationale Element ab. Das gehörte ja zur wahren Religion. Das ging ja auf den unumstößlichen Willen Gottes selbst zurück. Vielmehr die Heiden mußten Juden werden. Und sie konnten es, denn das ist das Wunderlichste in diesem Gebilde: alle die Bestimmungen dieser Religion sind eigentlich internationaler Natur. Jeder kann

sie erfüllen. Beschneidung, Sabbat, Speiseenthaltung, Bekenntnis zu dem einen Jahwe — das macht doch eigentlich den Juden aus. Das Blut, die Abstammung aus rein jüdischen Familien, worauf man vordem — und mit Recht — so viel Gewicht gelegt hatte, jetzt hat das alles nicht mehr viel zu besagen. Das Gesetz gibt genug Schutz für die Erhaltung jüdischer Eigenart. Da bedarf es der Betonung des Blutes, der Abstammung nicht mehr so wie vordem. Wer das Gesetz annimmt und hält, ist so gut wie ein Jude. Also gibt es eigentlich *jetzt* erst richtige Proselyten. Der Proselyt wird eben durch die Annahme des Gesetzes zum Juden.

Und diese Proselyten strömen nun ziemlich zahlreich in die jüdischen Gemeinden ein, ja die Juden selbst gehen auf das Gewinnen, auf das Einfangen von Proselyten aus (vgl. Matth. 23, 15). Das ist wohl zu verstehen. Denn diese brachten ihnen gewiß großen Zuwachs an Macht, Bedeutung und Besitz. Verwunderlich aber könnte es scheinen, daß sich unter den Nichtjuden überhaupt Männer fanden, die sich diesem doch allgemein verhaßten und verspotteten Volke anschlossen. Bei näherem Zusehen ist auch das verständlich. Denn in dem engen von dem jüdischen Gesetz gespannten Rahmen hing nun doch ein interessantes, anmutendes Bild. Die jüdische Frömmigkeit, die sich in einer von anderer Frömmigkeit so vollkommen verschiedenen Art darstellte, mußte gewiß in ihrer Schlichtheit, Innigkeit und Kraft so manchem Heiden, der nach Besserem und Höheren suchte, anziehend erscheinen. Denn das ist gewiß falsch, wenn man sich die Juden im ganzen kriechend und stöhnend unter der Last des Gesetzes vorstellt. Sein „Gesetz" (1—5. Mose) bietet doch nicht nur lästige Gebote. Es war dem Esra und seinen Genossen nicht gelungen, wie es die Absicht war, durch den Priesterkodex die älteren Quellen, sei es gesetzlicher, sei es erzählender Art, zu verdrängen. Nur in der Vereinigung und der Verarbeitung mit ihnen konnte man hoffen, es der Gemeinde mundgerecht zu machen. Und so atmet denn die heilige Schrift, d. h. das Gesetz, prophetischen *und* jüdischen Geist. Deshalb bietet die Frömmigkeit der jüdischen Gemeinde gleichfalls ein widerspruchsvolles, mit prophetischen *und* gesetzlichen Farben gemaltes Bild, ohne daß sie sich dessen klar bewußt wird. Das zeigt sich besonders in dem Gesang- und Gebetbuch der Gemeinde, dem Psalter.

Gewiß, an der Spitze steht hier die „Furcht vor Jahwe", wie ja denn „Furcht Jahwes" der jüdische Ausdruck für Religion ist. Durfte schon vordem kein Sterblicher der Gottheit nahen, als

man sie noch nicht in ihrer vollen Majestät und Macht erkannte, wie viel mehr muß man jetzt zittern und zagen, da man weiß, daß man es mit dem allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen Gott und Herrn zu tun hat. Viel winziger, viel geringer noch dünkt sich der einzelne vor der also erhöhten Majestät Jahwes wie zuvor. Wer kann da vor ihm erscheinen? Vor ihm ist kein Lebendiger gerecht! Die Engel sind nicht fleckenlos, wie viel weniger die Menschen, die Staubgeborenen (Hiob 4, 17 f.; 15, 15 f.)! Aber bei alledem bemerken wir von der vielberegten „knechtischen Furcht" kaum etwas. Ehrfurcht ja, stetes Sichbewußtsein der menschlichen Ohnmacht und Schwäche, wie es übrigens der christlichen Frömmigkeit oft genug auch zu wünschen wäre, zeigt sich auf Schritt und Tritt, daneben aber auch kindliches Vertrauen, Liebe zu Gott und Freude an seiner Gemeinschaft, die oft geradezu rührend sind.

Schon die Stellung des Menschen inmitten der Schöpfung legt Zeugnis ab von des Allmächtigen Wohlwollen und Güte. Wohl kann man fragen: was ist gegenüber dem allmächtigen Schöpfer der kleine Mensch? Und doch — das ist mit das Wunderbarste in der ganzen Schöpfung — hat die Gottheit gerade dies so bedürftige schwache Wesen zum Herrn der Welt gemacht und hoch über alle Kreaturen, dicht unter sich selbst gestellt (Ps. 8). Das gilt insonderheit von dem Juden. Denn dieser Gott der Welt steht mit ihm in besonderem Verhältnis, ist doch *sein* Gott *Jahwe*. Und so durchklingt denn Jubel und Freude den Psalter von Anfang bis zu Ende. *Er*, der Herr der Welt, ist Israels Hirte, wird sein Volk nicht Mangel leiden lassen. Er umlagert seine Stadt, daß alle Wellen des heidnischen Weltmeers ihr nichts anhaben können (Ps. 46). In dem Tempel und seinem Kultus daselbst hat Israel die Gewähr der dauernden Gemeinschaft mit diesem seinem Gott. Eines jeden Israeliten Herz hängt an dem Tempel und Tempeldienst, an der heiligen Stadt. Sie ist ja noch in höherem Grade wie das Heilige Land (Ez. 38, 12), der „Nabel", der Mittelpunkt der Welt, eine Gründung Jahwes selbst (Ps. 87, 1. 5). Der Gottessitz „im äußersten Norden", von dem die Perser zu reden wissen — *Jerusalem* heißt er; und der Gott, der da wohnt, ist der einzige, vor dem alle Völker sich beugen und in den Staub werfen müssen. Israel aber liebt ihn und er liebt Israel. So schlägt ihm das Herz seiner Frommen frohbewegt entgegen. Sie weilen vielfach weit von ihm in der Welt. Da kann den Juden in der

Diaspora nichts Schöneres und Größeres zuteil werden, als daß er in heiliger Pilgerschar nach Jerusalem, der „Mutter aller Juden", hinaufzieht und die „herrlichen Gottesdienste" daselbst mit erlebt. Wer doch dauernd da wohnen könnte, die „Huld Jahwes" zu schauen (Ps. 27, 4)! Wer doch der Schwalbe gleich an den Altären Jahwes nisten, in seiner lieblichen Wohnung hausen könnte (Ps. 84)! Für einen Tag im Tempel gibt der Fromme gern tausend andere Tage hin (Ps. 84, 11). Das ist sein Heil und seines Herzens Wunsch, möglichst lange bei Gott, in seinem Hause zu wohnen (Ps. 23, 6). Und wem es einst zuteil ward, in heiliger Prozession an heiligem Tage inmitten heiliger Sänger und Musikanten hinauf zum Tempel zu wallen, den läßt die Sehnsucht im fremden Lande nicht mehr los. Wie ein schmachtender Hirsch nach Wasser dürstet, so dürstet seine Seele danach, „seinen Gott zu schauen", d. h. ihn im Tempel zu Jerusalem aufzusuchen (Ps. 42). Es ist für uns Moderne schwer zu verstehen, wie die Liebe zu dem allmächtigen, in der ganzen Welt gegenwärtigen Gott mit der Verehrung des im Tempel zu Jerusalem residierenden Jahwe nicht bloß zusammengeht, sondern vollkommen zusammenfällt. Die feierlichen Prozessionen daselbst, das ständig gen Himmel rauchende Opfer, die Jahwefeiern, sie sind dem Frommen Zeichen und Unterpfand des nie abreißenden Verkehrs, der innigen Gemeinschaft zwischen Jahwe und „Zion". Diese Bedeutung des Kultischen, ein Erbstück aus der altisraelitischen Religion, nach der das Aufhören des Kultes das Aufhören des Bundes zwischen Jahwe und Israel darstellt (1. Kön. 19, 14), muß man im Auge behalten, um den Kampf in der Makkabäer- und Römerzeit für den Tempel und Tempeldienst zu verstehen; um zu begreifen, wie die Juden nach der Vernichtung von Stadt und Tempel all ihre kultischen Ordnungen auf das genaueste und peinlichste festgelegt haben, daß sie für den mit Sicherheit erwarteten Fall des Wiedererstehens von heiliger Stadt und heiligem Gotteshaus sofort wieder ausgeübt und befolgt werden können.

Wer darf denn nun Jahwe in seinem Hause besuchen? Nur der Reine. Wer aber ist rein? Die Antwort zeigt sofort wieder das Doppelgesicht der jüdischen Religion. Jahwe ist König in seinem Tempel. Zu einem König kommt man nicht im Alltagsgewand, in unreinen Kleidern, d. h. für unseren Fall: kultische Reinheit ist nötig. Die kann nur ein Jude und Judengenosse erwerben. Jeder Heide ist demnach vom Tempelbesuch aus-

geschlossen. Für den Juden gilt die Erfüllung all der kultischen und zeremoniellen Bestimmungen, wie sie das Gesetz bietet. Hat er sich durch Waschung und Kasteiung, durch Enthaltung von allerlei Unreinem zum Besuch des Heiligen vorbereitet, so bleibt nur noch das Opfer an heiliger Stätte, das von Schuld und Fehle zu lösen und den Verkehr Jahwes mit seinen Gläubigen zu ermöglichen vermag. Aber gewiß, der kultischen Bestimmungen Zahl ist groß, größer noch die der Fälle, für die man keinen Rat weiß, wo man sich also ohne Wissen und Willen vergehen kann. „Wer kann merken, wie oft er fehlt?" (Ps. 19). Da muß man Jahwes Vergebung anrufen, und sie wird gern gewährt. Was aber trotz allem nun im Laufe des Jahres an Vergehen der Priester und Laien ungesühnt sein sollte, das nimmt der große Versöhnungstag fort, der das Heiligtum und die Gemeinde vollkommen rein macht. Doch kultische Reinheit allein genügt nicht. Gewiß ist auch im Judentum die Grenze zwischen Kultischem und Sittlichem nicht streng gezogen, es scheint doch, daß man z. B. am Versöhnungstag (3. Mose 16) eine Beseitigung aller Sünden durch die Opfer und Blutmanipulation annimmt. Aber nicht umsonst hatten die Propheten gepredigt: daß Jahwe auf das Herz, auf den rechten Wandel schaue. Und so lautet denn auf die Frage: „wer darf auf Jahwes Berg hinaufgehen, darf in seinem heiligen Tempel stehen?" die Antwort also: „Wer reine Hände und ein reines Herz hat, und nicht nach Niedrigem trachtet" (Ps. 24, 3 f.; Ps. 15).

Im allgemeinen wird man beides verlangt und nach Kräften geleistet haben. Die kultische Leistung allein genügt nicht. Das Andenken der Propheten, die den Kult überhaupt verwarfen, war nicht verlöscht. Andrerseits hielt man doch an kultischen Forderungen als Voraussetzung für die sittliche Leistung fest. Natürlich gab es genug Leute in der Gemeinde, die nach dem Kultus nicht viel fragten, entweder aus Mangel an religiösem Interesse oder gerade weil sie die Religion besonders tief und ernst nahmen. Die ersteren, nur noch äußerlich Juden, „die Gottlosen, die Toren", kommen für die Schilderung des jüdischen Gemeindeglaubens nicht in Betracht. Die anderen aber, Jünger und Nachfolger der Propheten, kennen in Wirklichkeit nur ein Opfer, nämlich das eines dankbaren, eines reuigen Herzens und eines sittenreinen Wandels (Ps. 50; 51). Wohl wissen sie, daß unser Tun vor Gott nicht genügen kann. Aber die Sünde ist kein Hindernis. Gott selbst räumt sie hinweg. Er vergibt

dem Reuigen von ganzem Herzen (Ps. 32) und stärkt und heiligt seinen auf das Gute und Reine gerichteten Geist. Wer sich aber also der Gemeinschaft seines Gottes erfreut, ist allen Schmerzen der Armut, des Leidens, der Anfechtung überhoben, weil er innerlich reich, gesund und seines Gottes froh und gewiß ist (Ps. 73).

Das sind religiöse Empfindungen allgemein menschlicher Art. Je mehr nun das Kultische zurückgedrängt wird, desto deutlicher treten die universalen Züge im Judentum hervor. Das wußte und fühlte so mancher. In der Jonaparabel zum Beispiel werden die heidnischen Schiffer, werden die Bewohner von Ninive ganz absichtlich dem Jahwe widerstrebenden engherzigen Juden, wie er in der Person des Jona auftritt, als die Frommeren gegenübergestellt (Jona 1, 3. 10. 14; 3, 5). Und im Buch Hiob ist ein Nichtisraelit — Hiob — auch in Jahwes Augen das Muster untadelhaftiger Frömmigkeit. Ebenso zeigt das, was uns von Sprüchen (Sprüche Salomos) erhalten ist, ganz und gar keinen speziell jüdischen Charakter. Das Kultische, das Nationale tritt in ihnen so gut wie vollkommen zurück. Und viele Erfahrungssätze werden stillschweigend oder ausdrücklich der Weltweisheit jener Tage entnommen, wie sie den reisenden Israeliten überall entgegentraten (Jesus Sirach 31, 10 ff.). So wird Edom, wie es scheint, geradezu als Sitz orientalischer Weisheit gerühmt (Obadja 8; Jer. 49, 7 ?). Der älteste und gereifteste von Hiobs Freunden, Eliphas, ist ein „Themaniter", das heißt, er stammt aus Edom. Ebenso ist nach 1. Kön. 5, 10 die Weisheit in Ägypten und in Babylonien heimisch. Und wenn die Königin von Saba, d. h. von Südarabien, auf die Kunde von Salomos Weisheit nach Jerusalem kommt, um ihn durch Rätselfragen und Sinnsprüche auf die Probe zu stellen, so will auch diese Sage Nichtisraeliten als im Besitz einer hohen geistigen Kultur, tiefer Weisheit darstellen (1. Kön. 10, 1 ff.). Ja, in den Anhängen zu dem salomonischen Spruchbuch finden wir Weisheitsworte, die ausdrücklich als Worte der Mutter eines Königs von Massa (einem arabischen Stamm) bezeichnet werden!

Und trotzalledem glaubt der Stand der Weisen, die doch vieles Allgemeingut in ihren Sprüchen bieten, seine Weisheit unmittelbar von Jahwe, dem Gott Israels, zu besitzen. Diese Weisen sind nicht mit den Schriftgelehrten gleichzusetzen. Sie waren schon da, bevor Israel heilige Schrift hatte, und behaupten sich auch noch nach dem Auftreten der heiligen Schrift. Immerhin wird

auch mancher Weise ein Schriftgelehrter, mancher Schriftgelehrte ein Weiser gewesen sein. Aber nicht die Schrift ist die Quelle ihrer Erkenntnis: in den Proverbien Salomos wird die „heilige Schrift" niemals erwähnt, und wo wir von „Thora" hören, ist es die Unterweisung vonseiten der Lehrer, der erfahrenen Eltern und Berater (Spr. Sal. 6, 23; 28, 4).

Doch ist die jüdische Weisheit auf demselben Boden gewachsen wie die Thora. Sie bietet uns den Ertrag der religiösen Erfahrung frommer Juden. So kann ihre Lehre nicht als gegensätzlich, vielmehr als ergänzend zu der Thora empfunden werden. Tatsächlich ist die „Gottesfurcht", d. h. die übernommene Religion, die Voraussetzung der Weisheit, ihre Quelle und Wurzel, wie oft betont wird. Man übernimmt sie einfach, ohne weiter darüber nachzudenken. Diese Religion abzulehnen oder auch nur gleichgültig zu behandeln, ist von vornherein Torheit; wer der Weisheit ermangelt, wird so handeln. Denn die Gottesfurcht bringt Lohn, bringt Nutzen. Jahwe ist doch der Gott der Gerechtigkeit. Er *muß* die gute Tat auch gut lohnen. Da ein Leben nach dem Tode auch für diese Zeit noch nicht in Frage kommt, so muß diese Ausgleichung in diesem Leben stattfinden. Die Vergangenheit ist Lehrerin der Gegenwart. So meinte der Chronist, und deshalb machte er sich daran, in einem Abriß der jüdischen Geschichte von David bis zur Zerstörung Jerusalems den Satz von der genauesten Korrespondenz zwischen Tat und Lohn aus dem Tun und Leiden der jüdischen Könige zu belegen. Für das Glück und Unglück der einzelnen Herrscher weiß er genau den Grund in bestimmten guten oder bösen Taten anzugeben, mögen diese vielfach auch nicht der Wirklichkeit, sondern nur der Phantasie der jüdischen Gemeinde entstammen. So hören wir — und das Beispiel möge für viele genügen —, daß der Aussatz des Königs Ussia eine göttliche Strafe dafür war, daß er trotz priesterlicher Verwarnung sich erkühnte, selbst im Tempel das Rauchopfer darzubringen. Sofort traf ihn die göttliche Strafe. Schon während dieser sündigen Handlung zeigte sich an seiner Stirn eine Beule des beginnenden Aussatzes (2. Chron. 26, 16 ff.). Also für ein Unglück, das Ussia betraf — er wurde aussätzig (2. Kön. 15, 5) —, suchte und fand man kraft jenes Satzes eine besondere Sünde, die nun allerdings eine durchaus jüdische „Sünde" ist. Als Ussia lebte, also um 750, kannte man dies Rauchopfer der jüdischen Gemeinde überhaupt noch nicht. Außerdem durfte in der alten Zeit der König, wenn

er wollte, anstatt des von ihm angestellten Priesters auch selbst kultische Handlungen vollziehen, wie denn David in priesterlichem Gewand vor der Lade tanzte (2. Sam. 6) und Salomo selbst Weihe wie Segnung des Tempels und Volkes vollzog (1. Kön. 8). Für gewöhnlich wird sich der Herrscher mit diesen Dingen nicht abgegeben haben. Dazu hatte er ja seine Priester, aber er hatte doch das Recht dazu.

Ganz anders in der jüdischen Gemeinde. In ihr darf nur der Priester opfern, und wenn ein König eine so von Gottes Fluch zeugende Strafe wie den Aussatz erlitt, so kann er nur eine so schwere Sünde begangen haben. Also müssen selbst auch solche Dinge dazu dienen, den Satz von der genauen Vergeltung den Lesern zu Gemüt zu führen. Denn was von den früheren Königen zu sagen war, galt auch für den einzelnen Juden der jüdischen Gemeinde.

Dies Hauptdogma der jüdischen Gemeinde mußte schließlich die Selbstsucht zur Hauptwurzel der Religion machen. Das „Ich", sein Glück, sein Fortkommen tritt nun in ganz unberechtigter Weise in den Vordergrund, wohlgemerkt das „Ich" des israelitischen *Mannes*: die Frau kommt kaum in Betracht. Der Orient war und ist die Welt der Männer. Wohl sehen wir in Israel Ansätze zu der Anschauung, daß die Frau mehr ist wie eine Sklavin, daß sie neben dem Manne als gleichwertige Gehilfin steht und durch das Gesetz vor vollkommener Willkür des Mannes zu schützen ist. Aber über Ansätze kommt es doch nicht recht hinaus. Auch im Dekalog, der sich durchaus an den Mann wendet und nur an ihn, erscheint noch die Frau neben Knecht und Magd als Besitzstück des Mannes. Ehebruch ist ein Sichvergreifen an der Frau des Nächsten, also an fremdem Besitz, und darum strafbar. Denn es ist eine Art Diebstahl. Untreue gegen die eigene Frau ist nicht Ehebruch. Die eigene Ehe kann der Mann gar nicht brechen, da sich die Einehe zwar hier und da findet, aber nicht als allein erlaubte Form der Ehe gilt. —

Wie du mir, so ich dir: das gilt nun nicht bloß gegenüber Gott, sondern auch gegenüber dem Nächsten. Demnach normiert sich das Verhalten zu dem Bruder nach dem Satz: „Was dir unlieb ist, tue auch deinem Nächsten nicht, dies ist das ganze Gesetz und alles andere dazu der Kommentar." So bescheidet der berühmte Hillel (40 v. Chr.) einen Proselyten, der mit kurzen Worten den Inhalt des ganzen Gesetzes angegeben haben wollte (Schabbat 31 a). Gewiß ist das eine edle und große Antwort, aber auch bei ihr

gibt der Blick auf das eigene Wohl den Maßstab für die Behandlung des Nächsten ab.

Es wäre übrigens ungerecht, wenn man auf Grund dieser Antwort Hillels die Religion Israels in der Moral auf- und untergehen ließe, ungerecht, wenn man nicht zugeben wollte, daß auch in dem durch diesen etwas engen und prosaischen jüdischen Rahmen umschlossenen Bilde Züge tiefer Religiosität, selbstlosen Wohltuns zu finden wären. Die Worte: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst", die Jesus mit der ihm eigenen Treffsicherheit als des Gesetzes ganzen Inhalt (Luk. 10, 27) angibt, sind doch der heiligen Schrift der jüdischen Gemeinde entnommen (5. Mos. 6, 5; 3. Mos. 19, 18. 34). Und sie waren unvergessen (Mark. 12, 32 ff.), mochte man auch unter der Liebe zu Gott mehr die emsige und ängstliche Betätigung in kultischen und zeremoniellen Dingen und das strenge Festhalten des Glaubens an nur einen Gott, den Jahwe von Israel, verstehen und bei dem Nächsten nur an den Volksgenossen oder an den zum Volksgenossen gewordenen Proselyten denken. Trotzdem ist zu sagen: der Gesichtspunkt der Nützlichkeit ist der bei weitem durchschlagendste in dem Glauben der jüdischen Gemeinde, für den ein Zug von hausbackener, kleinlicher und philiströser Art kennzeichnend ist. Und was darüber hinausgeht, sich dagegen auflehnt, ist zwar auch auf jüdischem Boden gewachsen, nur auf diesem in jener Zeit überhaupt denkbar, aber es steht doch im Gegensatz zu der herrschenden Gemeindeorthodoxie.

Das zeigt ganz besonders das Hiobbuch. Der Gemeinglaube wollte jede einzelne Tat in diesem Leben durch Gott belohnt oder bestraft sehen. Er entnahm das Urteil Gottes über des einzelnen Menschen Frömmigkeit aus seinem Geschick. Das mußte zu einem ganz unerträglichen Aburteilen über den Unglücklichen, zu einer der wahren Frömmigkeit gerade entgegengesetzten Lieblosigkeit in Wort und Wandel führen; das hatte weiter eine unwürdige Auffassung von Gott zur Folge, als ob der nur einen Ton auf seiner Flöte, nur eine Melodie in seinem Repertoir hatte, nämlich die der gerechten Vergeltung. Das mußte aber endlich zur Entwertung der Frömmigkeit führen. Sie schien dann nur eine feinere Form des Egoismus zu sein. Wer seinen Vorteil zu wahren weiß, wird fromm sein. Denn Gott läßt es ihm gutgehen. Also ist die Selbstliebe die kräftigste Wurzel, das treibendste Motiv für die Religion.

Der Grund zu all diesem liegt in der Übertreibung eines beachtenswerten Fortschrittes über die altisraelitische und prophetische Religion hinaus. War in jenen der einzelne neben der Gemeinschaft nicht voll zu seinem Recht auf dem Boden der Religion gekommen, so tritt jetzt das Individuum beherrschend hervor. Und darin zeigt sich doch eine große Vertiefung gegenüber der früheren Zeit. Die Religion als Gesinnung, als Liebe zu Gott gefaßt, ist zunächst und vor allem Sache des Einzelnen, nicht der Gesamtheit. Die in gleicher Gesinnung, in gleicher Liebe zu Gott Stehenden schließen sich dann zu einer Gesinnungs- und Glaubensgemeinschaft zusammen. Die jüdische Gemeinde bietet uns eine solche Gesinnungsgemeinschaft gegenüber der für Altisrael auch in religiösen Dingen und gerade in diesen geltenden Bluts- und Volksgemeinschaft. Gelingt es hier der Einzelpersönlichkeit hauptsächlich dank des Wirkens der großen Propheten, allmählich ihren eigenen Wert zu erkennen, sich auf die eigenen Füße zu stellen, so zeigt uns nun wieder die jüdische Gemeinde das Individuum so sehr und so einseitig als Subjekt der Religion, daß darüber andere sehr wertvolle und wichtige Gesichtspunkte zu stark zurückgedrängt werden. Das eigene Interesse, das innere, das äußere Leben des Einzelnen tritt in dem Verkehr mit Gott in so starker Weise hervor, daß darüber der Blick für die Gesamtheit und die Pflichten ihr gegenüber zu leicht getrübt wird. Mein Glück erwarte ich von Gott — als ob das der göttlichen Wege letztes und höchstes Ziel wäre; als ob nicht neben dem ich auch ein du stünde, mit den gleichen Ansprüchen und Rechten, und als ob nicht Gott das Gedeihen des Ganzen im Auge habe und diesem Gedeihen das Glück, das Leben, das Schicksal des einzelnen unterordnen müßte!

Das alles empfand und fühlte der Dichter des Hiobbuches. Und diesen seinen Gefühlen gab er Ausdruck in einem der schönsten und gedankenreichsten Werke der Weltpoesie, einem Werke, das er im Gegensatz zu dem Gemeinglauben seiner Volksgenossen schuf und das in jener Zeit doch nur ein Jude schreiben konnte. Gewiß, er macht Hiob, einen Nichtisraeliten, zu einem fast unerreichbaren Muster, ja zur Personifikation der Frömmigkeit selbst und löst somit die Religion von der Beschränkung auf den jüdischen Boden — aber das Problem selbst, an dem der Dichter sich müht, die Worte, wie er sie den Redenden, vor allem Hiob selbst, in den Mund legt, sind nur von jüdischem Boden zu verstehen, sei es, daß sie den Gemeindeglauben bestätigen, sei es,

daß sie gerade durch den Widerspruch gegen diesen hervorgerufen werden. Bei Hiob sehen wir, daß wahre Religion, wahre Frömmigkeit bleibt und bestehen kann, auch wenn es am Tage liegt, daß sie keinen Nutzen, ja eher Schaden bringt. Der große Dulder dringt zu der Erkenntnis durch, daß Gottes Wege unerforschlich, nicht bloß vom Gesichtspunkt der Gerechtigkeit zu beurteilen seien, daß somit der Unglückliche recht wohl fromm sein könne. Darum vermag er bei seinem Leide an Jahwe festzuhalten, da er nicht genötigt ist, diesen als gewalttätigen Despoten anzusehen, der den Unschuldigen mit grausamer Lust heimsucht und zum Schuldigen stempelt. Das Leid braucht eben nicht Strafe zu sein. Soweit Hiob. Jahwe aber belehrt seinen Knecht (K. 38—40), damit auch die Leser des Buches, daß nicht das Ich des Einzelnen das Maß aller Dinge sein darf, auch nicht — und da am wenigsten — auf dem Felde der Religion, sondern daß man seinen Blick auf die Gesamtheit zu richten hat, wie auch Gott das Wohl der Gesamtheit im Auge behält. Denn der Gesamtheit hat das Leben und Geschick des Einzelnen zu dienen und sich einzuordnen.

Die jüdische Gemeinde hatte die Möglichkeit, ihres Glaubens zu leben, solange sie unter persischer Herrschaft war. Die Perser übten Toleranz, die Juden genossen sie. Ja, sie konnten sich und ihrem Glauben neue Gebiete erobern. Der inneren Erstarkung folgte eine Erstarkung auch nach außen hin. Galiläa, Ostjordanien weist zu dieser Zeit eine zahlreiche jüdische Bevölkerung auf. Die Separation des Manasse und eines Teiles der ihm gleichgesinnten Juden, die sich Nehemia nicht fügten und infolgedessen Jerusalem verließen (432), war nur von Nutzen gewesen. Durch ihren Abzug wurde die Gemeinde in Jerusalem von widerstrebenden Elementen befreit und der von den Gegnern gegründete Tempel in Sichem mit seinem Kult gab der heimischen Gemeinde kräftigen Anstoß, auch außerhalb Jerusalems Anhänger zu werben und zu gewinnen. Es gelang den Samaritern nicht, Jerusalem den Rang abzulaufen, mochte ihr Priestertum sich auch mit Recht auf Zadok zurückführen, mochten sie auch gleich den Jerusalemern in der Thora das „Wort Gottes" zu besitzen glauben. Ebensowenig hat die eigentümliche Ausbildung jüdischen Wesens, wie sie uns nach den Papyri von Elephantine im Süden Ägyptens entgegentritt, bemerkbaren Einfluß auf die Entwicklung des Judentums gehabt. Jüdische Söldner, die dort etwa seit 640 v. Chr. zum Schutz Ägyptens gegen Äthiopien hingelegt

waren, hatten auch im fremden Lande an ihrer Religion, an ihrer Art festzuhalten versucht. Ein Jahwetempel ward von ihnen daselbst gebaut, ein Jahwekultus eingerichtet und von den Persern ihrer Art gemäß geschützt und begünstigt.

Es waren wohl einstige Bewohner vom Nordreich wie von Judäa und deren Nachkommen, die sich dem Psammetich und seinen Nachfolgern als Soldaten zur Verfügung gestellt haben. Kein Wunder, daß Züge von Religionsmengerei, wie sie seit 722 für Ephraim bezeugt sind, auch bei dieser jüdisch-samarischen Kolonie entgegentreten. Ebenso ist auch der Einfluß ägyptischer Kultur und Religion mit in Anschlag zu setzen. Vernehmen wir doch, daß so mancher Ägypter sich durch seine jüdische Frau dieser Gemeinde angliederte. Die Juden von Jerusalem erreichten es, daß ihren Volksgenossen in Elephantine durch einen Erlaß Darius II. (im Jahre 410 v. Chr.) das Gesetz des Esra auferlegt und für den Fall des Wiederaufbaues ihres von Ägyptern zerstörten Jahweheiligtums nur die Darbringung der Speise- und Weihrauchopfer, nicht aber der viel wichtigeren Brandopfer gestattet wurde. Mag der Tempel kraft der ihnen gegebenen Erlaubnis wieder erbaut, die jüdische Gemeinde wieder aufgeblüht sein — wir wissen es nicht —, jedenfalls steht auch danach das ägyptische Judentum durchaus unter dem Einfluß der Gemeinde in Jerusalem und ihrer Leiter. Und dieser jüdische Geist war so erstarkt, daß die Annahme der aramäischen Weltsprache, die sich mit dem Hinaustreten in die Welt aufzwang, jetzt keine Gefahr mehr mit sich brachte. Die Sprache übernahm man, vom Einfluß aramäischer Kultur und Religion läßt sich noch weniger etwas nachweisen wie von dem der Perser. Der Gedanke an eine Einwirkung des Parsismus auf das Judentum lag in der Tat nahe genug. Man erinnere sich nur an die Begrüßung des Cyrus durch Deuterojesaja, der diesen geradezu „Gesalbten, König, Messias Jahwes" nennt, erinnere sich, wie bei Maleachi die Opfer in dem ganzen großen persischen Reich als Jahweopfer bezeichnet werden, mochten sie auch dem Auramazda dargebracht werden. Trotzdem läßt sich Persisches in dem Glauben der jüdischen Gemeinde nicht mit Sicherheit nachweisen, selbst nicht in der Lehre vom Satan, von den Engeln und von der Auferstehung, wie man wohl behauptet hat. Am ehesten noch könnte man den persischen Gegensatz vom Gott wie vom Reich des Lichts zu dem Gott und zu dem Reich der Finsternis in der Schöpfungserzählung 1. Mos. 1 durchklingen hören. Denn

hier ist das Licht, sind die Lichtkörper, ist der Mensch wie im Parsismus aus Gottes Schöpferwillen allein hervorgegangen. Ebenso mag in der Tatsache, daß die Finsternis (1. Mos. 1, 2 f.) von Gott nicht geschaffen, sondern nur für seine Schöpfungszwecke benutzt erscheint, daß Himmel und Himmelstiere (= Vögel), Wasser und Wassertiere, Land und Landtiere sich, wenn auch auf göttlichen Schöpfungsbefehl, aus dem schon gegebenen Stoff des Chaos entwickeln, ein Einfluß des Parsismus gefunden werden. Noch Deuterojesaja (um 540) nannte seinen Gott ohne Bedenken den „Schöpfer von Heil und Unheil, von Licht und Finsternis" (Jes. 45, 7). Wenn der Verfasser von 1. Mos. 1 das vermeidet, wenn seine Erzählung einen gewissen Dualismus nur schlecht verhüllt, so mag das wohl auf persischen Einfluß zurückgehen. Aber es ist doch bemerkenswert, wie man nach solch einem Einfluß auf dem Gebiet des Religiösen in den Schriften des Alten Testamentes suchen muß. Es kann natürlich mancherlei eingeströmt sein, was für Glauben und Aberglauben des jüdischen Mannes, der jüdischen Frau von Wichtigkeit wurde, fest steht, daß dies alles in den für die anerkannte Religion maßgebenden heiligen Schriften keine merkbaren Spuren hinterließ.

Die jüdische Gemeinde hat unter persischem Zepter im ganzen gute Tage erlebt. Auf religiösem, kulturellem, kommerziellem Gebiet konnte der Jude sich unbehindert betätigen. Auf politischem trat er kaum noch hervor. Die Lust dazu hatten ihm die Perser gründlich benommen. Sie griffen bei der geringsten Bewegung scharf durch. Das schreckte von Wiederholung ab. Hatte es der Hoheprieſter Johanan gewagt, seinen Bruder im Tempel zu erschlagen, weil dieser ihn mit Hilfe des persischen Statthalters Bagoas von seinem Amte verdrängen wollte (um 400 a. C.), so rächte sich Bagoas dafür an der ganzen Gemeinde. Er betrat das Heiligtum und rief den Juden, die ihn als „Unreinen" daran hindern wollten, mit Recht zu, daß er reiner sei als ihr brudermörderischer Hoheprieſter. Dazu mußte die Gemeinde für jedes zu opfernde Lamm sieben Jahre lang 50 Drachmen entrichten. Und als gar bei dem Aufstand der Ägypter gegen die Perser nebst den Syrern auch die Juden Miene machten, das persische Joch abzuwerfen (ca. 343), mußten sie das bitter büßen. Jericho, der feste Zufluchtsort der Aufständischen, wurde erobert und zerstört; diese selbst konnten in Hyrcanien und Babylonien das Brot der Verbannung kosten.

7. Juden und Griechen.

Die Eroberung des Orients durch Alexander brachte für das Judentum zunächst keine große Veränderung. Palästina wurde jetzt ein Teil des makedonisch-griechischen Weltreiches, in dem Jerusalem weiterhin im Winkel stand wie zuvor im Perserreich. Die Erzählung von dem Besuch des großen Alexander in Jerusalem und die Ehrung des Hohenpriesters durch ihn (Joseph. Altertümer 11, 8, 1 ff.) zeigt uns die jüdische Großmannssucht in charakteristischer Weise — sie ist im übrigen glatt erfunden. Jerusalem unterwarf sich dem Feldherrn des Alexander Parmenio ohne Widerstand, während Samarien durch Perdikkas erobert und mit Makedoniern besiedelt wurde. Aus Alexanders Erbe kam Judäa dann nach längeren Kämpfen zwischen den Diadochen in den Besitz der Ägypter, die es etwa 100 Jahre (280—200 v. Chr.) festhielten. Auch diese Zeit ist für die Juden eine Zeit der Ruhe und der Erstarkung gewesen. Die ägyptischen Oberherren legten ihrer Religion nichts in den Weg.

Das hatte man auch später noch in guter Erinnerung. Ein sprechender Beweis dafür ist, daß Onias in der Zeit der syrischen Not durch seinen Tempelbau in Leontopolis (170) den Versuch machen konnte, den Tempel und Tempelkult von Jerusalem nach Ägypten zu verlegen. Hier mochte man hergebrachterweise ungestört seines Glaubens leben, wenn es im Heimatlande unter dem Druck der Syrer unmöglich war. Nach alledem ist es zu verstehen, daß in Alexandria ein großes, blühendes Judenquartier entstand. Alexandria aber war damals das Herz hellenistischer Kultur. Da mußten die hier weilenden Juden von dieser sehr stark beeinflußt werden. Mit der griechischen Sprache, deren man sich im Verkehr mit den Fremden zu bedienen hatte, übernahmen die Juden auch griechisch-hellenistische Vorstellungen und Bräuche. Sehr bald stellte sich heraus, daß man die heiligen Schriften hebräischer Sprache noch weniger verstand wie die aramäisch sprechenden Volks- und Glaubensgenossen in Syrien. So ergab sich die Notwendigkeit, die hebräisch in der Synagoge vorgetragenen Abschnitte der Thora für die Gemeinden in griechischer Sprache zu wiederholen. Der mündlichen Übertragung wird bald eine schriftliche Festlegung gefolgt sein, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß auch Anregungen von hellenistischer Seite für die Übersetzung zunächst des Gesetzes, später dann auch der Propheten und der übrigen Schriften des Alten Testamentes mit

bestimmend gewesen sind. Es reizte gewiß das Selbstgefühl der Juden, den Griechen Zugang zu ihrer „uralten Weisheit" zu verschaffen und damit Respekt vor jüdischem Denken abzunötigen. Die Übersetzer waren Juden, und wenn sie es im Gegensatz zu dem Empfinden der Strengeren wagten, die alten heiligen Schriften aus der heiligen Sprache in das profane Griechisch zu übertragen, so taten sie damit einen Schritt, der für das Diasporajudentum von der größten Bedeutung wurde. Verdrängte schon auf ursprünglich aramäischen Boden wenigstens in den Hauptstädten das Griechisch die aramäische Volkssprache, so war erst recht in Ägypten, darnach auch in Rom und im römischen Reich Griechisch die Weltsprache, die auch die über die Welt hin zerstreuten Juden sprachen. So wurde diese Übersetzung, genannt die Septuaginta, die Bibel der außerpalästinensischen Judenschaft und dann auch der ältesten christlichen Kirche. Damit fand aber mancher aus dem Hellenistischen stammende Gedanke, der bei der Übersetzung dieser oder jener Stelle mit einfloß, als „echtjüdisch" Eingang in den Gedankenkreis des hellenistischen Judentums. Aber nicht nur dies kam unter griechischem Einfluß: Jerusalem selbst vermochte nicht auf die Dauer einem Felsen gleich die steigende Flut des Hellenismus zu überragen. Gewiß hat der Wallfahrtsverkehr und die damit verbundene innige Berührung hellenistisch gebildeter Juden mit den Jerusalemiten hier schon vorgearbeitet. Dann aber gingen die syrischen Herrscher mit Absicht und Folgerichtigkeit auf eine gründliche Hellenisierung Syriens einschließlich Palästinas aus. Und es hatte den Anschein, als sollten sie ihr Ziel erreichen. Durch den Sieg bei Panias an den Jordanquellen hatte Antiochus der Große im Jahre 198 Palästina dauernd für Syrien gewonnen. Der Wechsel der ägyptischen mit der syrischen Herrschaft, von den Juden anscheinend freudig begrüßt, brachte keinen Segen. Die Römer warfen Antiochus bei seinem Versuch, sich zum Herrn von Griechenland zu machen, durch die Schlachten an den Thermopylen (191) und bei Magnesia (190) bis hinter den Taurus zurück und legten ihm eine schwere Kriegssteuer auf, die nun sein um die Hälfte verkleinertes Reich — auch Kappadokien und Medien hatten sich losgerissen — aufbringen mußte. Er vererbte seinen Nachfolgern (Seleucus IV. 187—175 und dessen Bruder Antiochus IV. Epiphanes 175—164) mit seiner Herrschaft auch seine Schulden. Die Geldnot und -gier der Syrer ward nun eine Wurzel der Wirren innerhalb der Gemeinde in Jerusalem, wenn auch nicht

die einzige. Denn sie brachte schwere innere Kämpfe mit sich. Man hatte wie anderswo so auch in Judäa damals die verwerfliche Einrichtung der Steuerpacht. Der Steuerpächter brachte natürlich nicht bloß so viel zusammen wie seine dem Syrer zu zahlende Pacht betrug. Vielmehr wurde die Steuerschraube in seinem eigenen Interesse möglichst fest angezogen. So gelangte er selbst zu Gut und Geld. Es war von Haus aus das Gegebene, daß die Spitze der Gemeinde, also der Hohepriester, den Syrern gegenüber für die Steuern aufkommen mußte. Das war für den Träger des obersten geistlichen Amtes doppelt gefährlich. Einmal mochte er leicht mehr seinen wie seines Volkes Vorteil im Auge haben — wie denn tatsächlich dem Onias III. schmutziger Geist vorgeworfen wird (Joseph. Altertümer XII. 4. 1). Anderseits war zu befürchten, daß andere ihre Hände nach diesem nicht notwendig dem Hohenpriester zufallenden Geschäft ausstreckten oder gar, wenn beides schwer zu trennen war, das Amt des Hohenpriesters widerrechtlich an sich zu reißen versuchten. So geschah es denn auch. Onias III., der legitime Hohepriester, wurde durch Eingreifen des syrischen Königs von seinem Bruder Jason verdrängt, der sich die Machthaber durch eine größere Bestechungssumme gewonnen hatte. Jason aber war wohl nur ein Werkzeug in der Hand eines priesterlichen Seitenzweiges, der Tobiaden. Die Tobiaden leiteten sich von einem gewissen Joseph Tobias' Sohn her und steuerten skrupellos auf die Herrschaft in Jerusalem und auf Ausbeutung ihres Volkes los. Der erste Schritt dazu war eben die Verdrängung des Onias durch Jason. Denn Onias stand der Herrschsucht des Priesters Simon, aus Tobias' Geschlecht, hindernd im Wege. Er wußte es zu verhindern, daß die Syrer sich der reichen Tempelschätze bemächtigten, auf die Simon sie aufmerksam gemacht hatte, um sie auf diese Weise für sich einzunehmen. Also mußte er fallen. Unruhen in der Stadt wurden angestiftet, die Syrer bestochen, daß sie eingriffen und, da für die Tobiaden die Frucht noch nicht reif war, des Onias Bruder Jesus (griechisch Jason) auf den Schild gehoben. Er war nur ihr Platzhalter. Nach drei Jahren drängte ihn Menelaus, der Tobiade, auf die Seite. Er vergriff sich an dem Tempelschatz und erkaufte sich mit ihm von Antiochus Epiphanes den obersten Platz in Jerusalem. Als aber das Gerücht von dem Tode des Antiochus in Ägypten nach Jerusalem drang, verlor Menelaus seinen Halt, Jason, der sich ins Ostjordanland geflüchtet hatte, kehrte zurück und vertrieb ihn.

Doch jenes Gerücht war falsch. Antiochus kam wieder, mit ihm der geflüchtete Menelaus und sein Anhang. Jerusalem mußte die Aufnahme des Jason blutig büßen, der Tempel wurde durch den Besuch des Antiochus entweiht und seiner Kostbarkeiten beraubt (170), Menelaus wieder eingesetzt. Und nun stieg die Not aufs höchste. Noch einmal (168) versuchte Antiochus die Hand auf Ägypten zu legen. Rom trat ihm hindernd in den Weg. Er mußte sich mit seinem bisherigen Besitz begnügen. Das hatte ein strafferes Anziehen der Zügel, eine stärkere Ausbeutung seiner Lande zur Folge.

Antiochus wollte alle Kräfte des Reiches zusammenfassen, wollte die Provinzen noch stärker für das Interesse des Königs heranziehen, vor allem aber sollten die einzelnen Teile seiner Herrschaft durch ein geistiges Band fest miteinander verbunden werden. Die hellenistische Kultur in Verbindung mit dem Kult des Zeus Olympios erschienen ihm als das beste Bindungsmittel.

Antiochus hatte es durchaus nicht auf eine Religionsverfolgung abgesehen. Eine solche entsprach nicht der römischen Weise, und er war infolge seiner Erziehung in Rom durchaus römisch geartet. Er konnte nicht wissen, daß es den Juden unmöglich war, den Zeus Olympios mit ihrem „Jahwe" zu verschmelzen oder neben ihm zu verehren. Jahwe Zebaoth war ihnen zugleich Welt- wie Nationalgott, ein eifersüchtiger Gott, der keinen anderen neben sich duldete. Ihn verehrte man in besonderem Kult, in besonderen Zeremonien, die man weder auf den Dienst des Zeus anwenden noch fallen lassen konnte. Antiochus war aber dieser Meinung. Kein Wunder. Hatten doch Juden selbst versucht, die Gedankenwelt des Hellenismus in Judäa ein- und durchzuführen und die besonderen jüdischen Bräuche als überholt und bedeutungslos anzusehen. Gern wird Antiochus dem Jason die Erlaubnis erteilt haben, in Jerusalem ein Gymnasium errichten zu dürfen, um daselbst in griechischer Weise nackt zu turnen, wobei man sich dann der Beschneidung als einer törichten Einrichtung schämte. „Griechisch" war Mode, „jüdisch" galt als altfränkisch. So änderte man die jüdischen Namen in griechische. Aus „Jesus" wurde „Jason", aus „Eljakim" „Alkimus", aus „Menachem" „Menelaus" usw. Man trug statt des Turbans den Griechenhut und war bei alledem der Meinung, nur das Abstoßende der jüdischen Religion, nicht diese selbst aufzugeben. So konnte denn Antiochus glauben, mit seinen Reformen wirklich dem Fortschritt zu dienen. Wenn es hierbei zu einem Religions-

kampf kam, so wird das hauptsächlich auf den Fanatismus der in sich zerspaltenen Juden selbst zurückzuführen sein: ihnen lag das Sichzerfleischen um der Religion willen im Blut, griechisch gesinnten Männern wie Antiochus nicht. Der syrische König konnte nicht ahnen, daß er einen Brand entzündete, den er nicht zu löschen vermochte, um so weniger, als sein Vorhaben bei den anderen aramäisch sprechenden Teilen seines Reiches — auch in Samarien — auf keinerlei Widerspruch stieß. Die sonderlichen Gebräuche wie Sabbat, Beschneidung, Speisegebote erschienen als alte, nur lose mit der Religion verknüpfte Dinge, die man leicht und schnell abtun konnte. Darüber war doch ein „gebildeter" Mann bei den Juden erhaben! Aber das jüdische Volk nicht. Das war nicht reif für den Hellenismus; das sah in der Unterlassung dieser Dinge eine Verleugnung seiner Religion und ergriff zu ihrer Verteidigung die Waffen. Und so kam es zum Kampf, in dem die Juden den Sieg davontrugen, dank der Zähigkeit und Tapferkeit eines Teiles der Juden selbst und vor allem der inneren Wirren und Thronstreitigkeiten im syrischen Reich.

Den Anlaß zur Erhebung gab die Ermordung eines dem Zeus opfernden Juden und des ihn dazu auffordernden syrischen Beamten durch den Priester Mattathias in einem zwischen Jerusalem und Jaffa gelegenen Orte Modein. Mattathias floh nach der Tat in das Gebirge Juda. Viele von denen, die da für das Gesetz eiferten und am Bunde festhielten, leisteten ihm Folge. Das war der Beginn der „makkabäischen" Erhebung, die durch Mattathias und seine Söhne Judas (166—161), Jonathan (161—143), Simon (142—135) zum Siege geführt wurde. Gewiß konnte der Zusammenstoß ebensogut auch an einem anderen Orte erfolgen. Gewiß konnte auch andere Männer die Erregung zu Gewalttätigkeiten fortreißen. Aber daß die Familie des Mattathias sich an die Spitze stellte, war von großer Wichtigkeit. Denn ihre Glieder zeigten sich den Feinden an Tapferkeit (Judas), List (Jonathan) und Klugheit (Simon) gewachsen, ja überlegen. Die einzelnen Phasen dieses Kampfes sind für den Leser von keinem Interesse: es genüge die Bemerkung, daß es gelang, im Jahre 165 den Tempel zu erobern und am 25. Dezember dieses Jahres feierlich einzuweihen. Auch die Religionsfreiheit wurde 163 zugestanden und weiterhin nicht mehr in Frage gestellt. Somit schien das Ziel der Bewegung erreicht. Man konnte die Waffen niederlegen. So dachten viele. Sie waren es demnach zufrieden, als ihnen die Syrer in der Person des Eljakim,

griechisch Alkimus, einen Hohenpriester gaben, der ihren Anforderungen betreffs der aaronidischen Abkunft, der Fähigkeit und Würdigkeit zu entsprechen schien. Politische Selbständigkeit und Freiheit war, das hatte man unter persischer und ägyptischer Regierung gelernt, durchaus nicht die notwendige Voraussetzung für die Pflege der jüdischen Religion und ihrer Ideale. Der Messias aber und das messianische Reich waren bei Gott im Himmel als von ihm gehütete Güter, die er nach Ablauf dieser Weltzeit auf die Erde senken, seinem Volke aus reiner Gnade schenken werde, wohlverwahrt. Menschliches Zutun, blutiges Ringen gegen die Weltmacht erschien von diesem Gesichtspunkt aus zweck- und nutzlos. Anders dachten Judas, seine Brüder, sein Anhang, die man nach dem Beinamen des Juda Makkabi, d. i. der Hämmernde, „Makkabäer" zu nennen gewohnt ist. Mochte Juda den Versicherungen der von Friedensworten triefenden Syrer mißtrauen, mochte er, worauf wohl der allerdings angefochtene Bericht von seiner Gesandtschaft nach Rom (1. Makk. 8) schließen lassen könnte, die gänzliche Abwerfung der syrischen Oberherrschaft ins Auge gefaßt haben — er kämpfte weiter und opferte in diesem Kampf seine Heldenseele (161). Jonathan trat an seine Stelle. Ihm gelang es, durch kluge Verschlagenheit, durch Gewandtheit und Geschick in der Behandlung der Menschen und Ausnutzung der Gelegenheiten zu erreichen, was Juda versagt blieb. Die Syrer waren wohl der ewigen Streitigkeiten der Judäer überdrüssig. Sie machten mit dem, der ihnen am ersten eine Ordnung der Dinge und die rechte Entrichtung der Steuer versprach, Frieden. Auch die Thronwirren im syrischen Reiche waren für die Makkabäer von Vorteil. Im Wettlauf um die syrische Krone überboten sich Alexander Balas und Demetrius mit Gaben und Erteilung von Privilegien an Jonathan, der einem jeden von ihnen als Helfer hochwillkommen sein mußte. Jonathan zog den Nutzen daraus. Das ihm von Alexander zugesprochene Hohepriestertum nahm er unbedenklich an (153), mochte Alexander auch nicht in Wirklichkeit der Sohn des Antiochus V., vielmehr nur ein Abenteurer sein, der ihm weder Priester- noch Vasallenamt zu verleihen berechtigt war. Der Erfolg des Alexander, sein Sieg über den Thronerben Demetrius I. war auch ein Erfolg, ein Sieg für Jonathan.

Als aber darnach Alexander Thron und Leben verlor, verstand Jonathan es, von dem König Demetrius II. die Bestätigung, ja Erweiterung seiner Rechte zu erlangen; verstand es, die

Kämpfe zwischen Demetrius II. und dem für sich nach der Krone trachtenden syrischen Feldherrn Tryphon in seinem Interesse gut auszunutzen. Aus einem „Strategos", d. h. aus dem obersten, mit königlichen Gerechtsamen versehenen Beamten, zu dem er 150 ernannt war, arbeitete er sich allmählich zu einem mächtigen syrischen Vasallen empor, der nicht mehr gehalten war, aus seinem Gebiete eine Steuer für die Syrer erheben zu lassen. Und die Gefahr, daß ihm aus seinem eigenen Volke Schwierigkeiten erwuchsen, glaubte er damit beseitigt zu haben, daß er die oberste geistliche Gewalt mit der obersten weltlichen dauernd in seiner Hand vereinigte. — Auch Jonathan fand ein gewaltsames Ende. Denn größer noch als seine Klugheit war, wie es scheint, seine Eitelkeit. Durch grobe Schmeicheleien gelang es Tryphon, ihn in seinem Netz zu fangen. Er ließ ihn ermorden.

Simon aber, sein Bruder und Nachfolger, war nicht minder begabt und gewillt, die Lage auszunutzen Er ließ sich von Demetrius II. die den Juden bisher gewährten Rechte bestätigen und erweitern und strebte auch wie jener mit Erfolg nach Vergrößerung seines Reiches, wobei die Besitznahme Joppes und damit eines Zugangs zum Meer als besonders wichtig hervorgehoben wird. Ja, er hielt es augenscheinlich nicht mehr für so gefährlich, den Schleier etwas zu lüften. Haben seine Vorgänger wohl mehr mit dem Gedanken eines Bündnisses mit Rom gespielt, so hat er ein solches abgeschlossen, sich offiziell unter die Zahl der römischen Bundesgenossen feierlich und öffentlich aufnehmen lassen (1. Makk. 13, 16 ff.). Dies Bündnis aber will und soll ihm den Rücken gegen Syrien stärken, die volle Befreiung vom syrischen Joch ermöglichen. Schon rechnet man in Judäa nach den Jahren seiner Regierung. Das Volk fing an, in den Urkunden und Verträgen zu schreiben: „im ersten Jahre Simons, des Hohenpriesters, Feldherrn und Anführers der Juden" (1. Makk. 13, 41). Als Erbe der Hinterlassenschaft Jonathans ist auch er — gleichwie sein Nachfolger — von Anfang an Hoherpriester und Herrscher zugleich. Der Bericht von der Zuwendung des Hohenpriestertums an ihn durch Volksbeschluß im zweiten Jahre seiner Regierung (1. Makk. 14, 35 ff.) unterliegt demnach gewichtigen Bedenken. Der Rest der Syrer in Palästina, die syrische Besatzung auf der Akra, der Burg in Jerusalem, mußte das Land verlassen, das nun unter der tatkräftigen, auf das gemeine Wohl bedachten Regierung dieses bedeutenden Herrschers, der den Feind von den Grenzen fernhielt und seinem Volke Frieden und Ruhe

verschaffte, aufzuatmen und aufzublühen begann. Den letzten Schritt allerdings — volle Lösung von Syrien, Annahme des Königstitels — tat er nicht, sei es aus Klugheit, sei es weil sein plötzlicher Tod dergleichen Plänen ein Ziel setzte.

Als er, seiner guten Gewohnheit gemäß, die „Städte im Lande bereiste, um ihre Bedürfnisse kennen zu lernen", besuchte er seinen Schwiegersohn Ptolemäus, den er zum Befehlshaber des Jerichogebietes gemacht hatte. Das war sein Tod. Ptolemäus gelüstete es nach seiner Herrschaft. Es ließ Simon mit seinen zwei Söhnen Judas und Mattathias ermorden. Aber die ersehnte Frucht fiel nicht ihm, sondern seinem Schwager Johannes, mit Beinamen Hyrkanus, zu. Und das war für Judäa von Glück. Denn des Hyrkanus Regierung (135—105) brachte nicht bloß die volle Loslösung von Syrien, sondern auch eine beträchtliche Erweiterung der Grenzen. Schienen seine Anfänge auch unglücklich — er mußte vor dem Einmarsch der Syrer weichen, ja in Jerusalem kapitulieren —, so halfen ihm die sich immer schlimmer auswachsenden Thronstreitigkeiten in Syrien. Die Angriffe der Parther, der 30 Jahre dauernde syrische Bürgerkrieg, während dessen die Herrschaft sechsmal wechselte, taten das Ihrige. So war es Johannes möglich, das syrische Joch gänzlich abzuwerfen, ja das Gebiet der Idumäer im Süden, der Samariter im Norden zu erobern und zu behalten. Die Stadt Samarien, der Tempel auf dem Garizim fielen dem seit lange aufgespeicherten Haß der Juden zum Opfer und die Idumäer wurden mit Zwang in das Judentum getrieben: Hyrkanus ließ sie beschneiden. Doch war das, wie die Folge zeigte, nur dem Scheine nach eine Bereicherung. Denn eine geistige Eroberung Samariens gelang nicht. Sein Besitz bedeutete eher eine Schwächung. Durch die Judaisierung Edoms aber wurde den Edomitern und vor allem dem Herodes, dem Erben und Henker der Hasmonäer, erst Einfluß, dann die Herrschaft in Jerusalem ermöglicht.

Das aber konnten weder Hyrkanus noch seine Zeitgenossen durchschauen. Vielmehr erfreute er sich im allgemeinen der Verehrung und Bewunderung sowohl der mehr politisch wie der rein kirchlich-religiös gerichteten Kreise. Und wenn ein Mann wie Eleasar es erkannte und mißbilligte, daß „an Stelle des Papstes, der auch die weltliche Leitung hatte, der König getreten war, der zugleich Kirchenoberhaupt war" (vgl. Otto, Art. Hasmonäer in Pauly-Wissowas Lexikon), so stieß seine Forderung, daß Johannes Hyrkanus auf die Hoheprieſterwürde verzichten, sich mit der Königskrone

begnügen sollte (Josephus, Altertümer XIII. 10. 5), auf allgemeine Ablehnung. Und doch hatte er recht. Das zeigte vielen die böse Regierung der Söhne Hyrkans. Gelang es auch Aristobulos I. (105—104) (der mit der Annahme des Königstitels Ansprüche erweckte, die man nicht erfüllen, Widerspruch bei dem eigenen Volke erregte, den man nicht stillen konnte) und dessen Nachfolger Jannäus (104—78), schließlich ganz Palästina zu erwerben, ja Idumäa, Galiläa, Peräa vollkommen zu judaisieren: es waren rein weltliche Zwecke, denen die Hasmonäer auch die religiös-nationalen Hoffnungen dienstbar machten. Aber diesem Streben nach einem starken Reich mußte von seiten der jüdischen Religion ebenso wie von seiten Roms siegreiche Feinde erwachsen. Die Entartung des Fürstenhauses beschleunigte nur, verursachte aber nicht den Prozeß der Auflösung.

Gewiß, Verwandtenmord, Hinschlachtung ungezählter, der Herrschsucht des Einzelnen widerstrebender Untertanen war an den Höfen hellenistischer Despoten eine alltägliche Sache. Wenn dergleichen nun aber auch bei dem Hause auf der Tagesordnung war, dessen Ahnen für das Gesetz des Gerechtigkeit und sittlichen Wandel gebietenden Gottes von Israel bereitwillig Gut und Blut geopfert hatten, wenn Aristobul I. seine kurze Regierung (105—104) mit dem Tode seiner eigenen Mutter, der nach des Vaters Testament die Regierung zukam, besudelte — er ließ sie im Kerker verhungern —, und mit der Ermordung seines brüderlichen Mitregenten Antigonus befleckte; wenn Alexander Jannäus, der Nachfolger des Aristobul in Regierung und Ehe, seine Tätigkeit gleichfalls mit Ermordung eines ihm gefährlich scheinenden Bruders begann, wenn er etwaigen Widerstand in seinem Volk nicht mit Klugheit und Milde, sondern mit blutiger Rücksichtslosigkeit brach, der er gelegentlich raffinierte Grausamkeit, schamlose Frivolität paarte (Josephus, Altertümer XIII. 14. 2), so kann man sich nicht wundern, daß die Frommen in solchen Vertretern Feinde Jahwes und seiner Religion sahen und selbst vor dem Mittel nicht zurückscheuten, die Heiden — sei es die einst so verhaßten Syrer gegen Alexander Jannäus, sei es die Römer gegen seine mit ihren Thronstreitigkeiten das Volk zerrüttenden Söhne Hyrkanus und Aristobul II. — zu Hilfe zu rufen. Ein Haus, das alle Ideale der jüdischen Religion der eigenen Herrschsucht opferte, mußte als Gegenbild der messianischen Dynastie erscheinen und behandelt werden. Mochte man vordem manchen Herrscher aus ihm mit Tönen begrüßt haben, die dem Sang

vom Messias entstammten (Ps. 2? Ps. 110, 1—4?), jetzt stellte man vor ihnen den echten Messias als Gegenbild auf. Auch ihr Hohenpriestertum erschien als ein Raub. War auch die Behauptung, Alexander Jannäus und seine Nachkommen stammten von einer syrischen Kriegsgefangenen, eine „lügenhafte Rede" — etwas blieb doch haften, und wenn die Hasmonäer nun aus ihrem Stammbaum den Namen des unscheinbaren Priesters Hasmon strichen, ihre Familie als möglichst hochgeboren, als dem Priesteradel angehörig hinstellten, so half ihnen das auch nicht viel. Schließlich aber war es weder der Mangel aaronidischer oder davidischer Abstammung, sondern die Verquickung des Politischen mit dem Religiösen, was ihnen den Untergang brachte. Rief man gegen sie die Römer zur Leitung der politischen Dinge herbei und beschränkte sich rein auf die Pflege des Religiösen, eine Scheidung, wie man sie ja in der Zeit der Perserherrschaft schon geübt hatte, so konnte man am Ende noch wieder ruhige und schöne Tage sehen. Aber die Regierung der Makkabäer hatte die alten messianischen Hoffnungen wieder neu belebt. Das konnte man nicht vergessen. Zäh hielt man an ihnen, damit aber auch an der mit ihnen gegebenen Verquickung des Religiösen und Politischen fest. Die Juden waren nicht mehr recht imstande, die tiefe und große Ideenzeichnung in diesem Bilde von ihrer fleischlichen und nationalen Färbung zu lösen. Das aber mußte zur Katastrophe führen.

8. Geistige Strömungen.

Die jüdische Theokratie, wie sie sich unter den drei ersten Makkabäern anbahnte, unter den späteren durchsetzte, war ein in sich unhaltbares Gebilde. Das zeigte sich ziemlich bald im Beginn der Freiheitskämpfe. Denn die „Frommen", auf deren Sympathie und Hilfe sich die Hasmonäer gestützt hatten, waren von dem Verlauf, den die Dinge nahmen, nicht sonderlich erbaut. Das ist ja leicht zu verstehen. Gegenüber den Versuchen, die jüdische Religion ihrer die Griechen abstoßenden Seiten zu entkleiden, hielten viele, sonderlich auf dem Lande, um so mehr an den alten Gebräuchen fest, als man sie jetzt mit Gewalt daran hindern wollte. Mit der von Esra und Nehemia gewünschten Absperrung von den Heiden ward nun voller Ernst gemacht. Die aus dem Neuen Testament bekannte starre Sabbatbeachtung und Hervorhebung der Speisegesetze und anderer Zeremonien,

als ob an ihrer Beobachtung die Religion hinge, datiert von der Makkabäerperiode, erklärt sich aus dem Gegensatz gegen die Hellenisten, die vielfach gewiß die reiferen und tieferen waren. Sie konnten sich auf die Propheten und ihre Polemik gegen Opfer und Zeremonien berufen; sie fühlten sich als Vertreter der universalistischen Strömungen innerhalb des Judentums, die doch dem Hellenismus auf halbem Wege entgegenzukommen schienen. Dem törichten Eingreifen des Syrer ist es zu verdanken, daß die engbeschränkten Köpfe, die „Schwachen" (Röm. 14, 1 ff.) mit ihrem Kleben an den Äußerlichkeiten und den nationalen Zügen der Religion siegten.

Und doch war's nötig so und gut. Die Juden waren für das Abwerfen der zeremoniellen und nationalen Hüllen ihrer Religion noch nicht reif. Ein Verzichten auf die „Zeichen" ihrer Religion (Ps. 74, 9) hätte ja zum Zusammenfluß der universalen Elemente jüdischen Glaubens mit dem Hellenismus und damit auch zu einer Auffaugung der Eigenart jüdischer Religion selbst in ihrer feinsten Entfaltung geführt. Wurde das Judentum in die hellenistische Kultur und Bildung eingeschmolzen, so kam wohl eine Art neuer Bildung heraus. Aber die Religion Israels in ihrer besonderen Weise und Kraft ging dabei verloren. Für einen solchen Synkretismus war die rechte Stunde noch nicht gekommen. Der Kampf der „Frommen" und der Makkabäer hat ihn verhütet. Durch ihn sind die Reformen des Esra erst vollkommen zur Durchführung gekommen. So schützte man sich vor Hellenisierung und verhärtete sich in der jüdischen Sonderart. Es lag aber in der Natur der Sache, daß man gerade infolge des syrischen Druckes die äußeren Dinge nun nicht bloß als Schutzwall, vielmehr als wesentliche Teile der Religion selbst ansah, also in den Dingen selbst (in Zeit, Ort, Substanzen) religiöse Werte und Kräfte erblickte. Das bedeutete allerdings in gewissem Sinne einen Rückfall in die Auffassung der alten von den Propheten bekämpften und überholten Volksreligion, bedeutete somit eine Gefahr für den schönsten geistigen Besitz, den Israel dank der Tätigkeit seiner gottgesandten Propheten sein eigen nannte. Wenn die Frucht der Weltreligion am Baume des Judentums ausreifen sollte, so mußte die jüdische Blüte ersterben. In Jesus von Nazaret löst sich diese köstliche Frucht von dem Baume des jüdischen Volkes, der sie hervorgebracht. Was er wollte und war, läßt sich als Vollendung der prophetischen und jüdischen Religion Israels in seiner edelsten Form bezeichnen:

der Hellenismus hat an ihm keinen Anteil. Darum konnte das Evangelium in die Welt hinaustreten, ohne sich ganz an sie zu verlieren, mochte es auch von der Weltweisheit mancherlei Bereicherung und Beschwerung erfahren.

Das Judentum hat um die Wende der Zeiten seine Stunde nicht begriffen, Es versteifte sich Jesus gegenüber auf die nationalen und kultisch-zeremoniellen Elemente seiner Religion. Daß die Kämpfe der syrischen Periode den Grund zu dieser Entwicklung gelegt haben, erkennt man aus den ziemlich zahlreichen Produkten der religiösen Literatur jener Tage. Sie geben uns ein anschauliches, oft rührendes Bild von dem Fühlen und Hoffen der „Frommen" von damals. Ergreifend klingen die Bittgebete, die sich aus dem Herzen der Bedrängten auf die Lippen drängen. Die Entweihung des heiligen Tempels — war sie nicht eine Verhöhnung Jahwes? Mußte dieser nicht mit Gewalt dazwischenfahren und die Schar seiner Feinde aus seinem Hause verjagen? Warum tat er es nicht? Aus Ohnmacht? Gewiß nicht. Ist er doch der Herr der Welt! Hat er doch die furchtbaren Ungeheuer der Vorzeit besiegt und die Welt geschaffen und bisher erhalten! Weshalb denn diese Not; weshalb dieser Zorn gegen sein Volk, gegen die Schafe seiner Weide? Ängstlich schaut man nach einem Propheten, einem Weisen aus, daß er die Zeichen der Zeit deute (Ps. 74). Und siehe, hier und da fallen den Frommen fliegende Blätter in aramäischer oder hebräischer Sprache in die Hände. Sie enthüllen den Plan Jahwes bei all diesem Geschehen und ermahnen zur Geduld. Das macht großen Eindruck. Die Blätter werden gesammelt und zu einem Büchlein zusammengefaßt, das sich bald großen Ansehens erfreute. Ja, man zählte es zu den heiligen Schriften. Nach der literarischen Gepflogenheit jener Zeit machte der (oder die?) Verfasser einen großen Mann der Vergangenheit zum Träger der eigenen Gedanken. Er hieß Daniel und war schon für Ezechiel und seine Zeitgenossen ein Muster von Frömmigkeit und Weisheit aus längstvergangener Zeit (Ez. 14, 14. 20; 28, 3). Die weiterdichtende Sage machte ihn dann zu einem Zeitgenossen dieses Propheten. Daniel hat, so weiß man nun zu erzählen, unter den Tyrannen Nebucadnezar, Belsazar, Darius seinem Gott in aller Gefahr treu gedient. Das gilt gleichermaßen von seinen Jugendfreunden Chananja, Mischael und Asarja. Ein Versuch, alle diese Jünglinge durch Unterricht in heidnischer („chaldäischer") Weisheit ihrem jüdischen Glauben zu entfremden, sie also, wie

man das auch in ihrer Umnennung äußerlich kundgeben wollte, zu echten Babyloniern zu machen, schlug vollkommen fehl. Wohl erwarben sie sich die Kenntnis der babylonischen Mantik und Deutekunst, aber doch nur mit dem Ende, daß sie diese Kunst in den Dienst ihres Gottes stellten und durch ihre Überlegenheit in der altberühmten babylonischen Weisheit die Überlegenheit auch ihres Gottes, der sich dieser ihrer Weisheit zu seinen Zwecken bediente, kundtaten. Jahwe lohnte die Treue der Knaben, die sich jeglichen Fleischgenusses während der Zeit ihrer babylonischen Erziehung und Bekösti̇gung enthielten, um sich nicht gegen die Speisegesetze, wenn auch vielleicht wider Willen, zu versündigen, mit einer alle Altersgenossen beschämenden geistigen und körperlichen Reife und Schönheit (K. 1). Er hielt an ihnen fest, wie sie auch an ihm. So verstanden sich Daniels Freunde Chananja, Mischael und Asarja nicht dazu, dem von Nebucadnezar errichteten Gottesbild Huldigung und Anbetung darzubringen. Sie werden in einen feurigen Ofen geworfen, bleiben aber daselbst kraft ihres Gottes Beistand vollkommen unversehrt, mochte auch die Glut so groß sein, daß die heidnischen Männer, die sie hineinwarfen, von der hinausschlagenden Flamme ergriffen und verzehrt wurden (K. 3). Daniel läßt nicht von seiner Gewohnheit, dreimal des Tages sein Antlitz gegen Jerusalem zu wenden und seinem dort residierenden Gott Bitt- und Dankgebet auszusprechen, obwohl ein strenger Befehl des Darius für drei Tage jegliches Gebet, es sei denn zu des Königs Gottheit, untersagte. Die Strafe — er wird in einer Grube den Löwen vorgeworfen — verfehlt ihren Zweck. Jahwes Engel halten den Löwen den Rachen zu, während die Verleumder des frommen Mannes, die der nunmehr auf sie ergrimmte König darnach an seiner Statt den Bestien vorwerfen läßt, kaum den Boden der Grube zu berühren brauchen, um schon mit Haut und Haar verschlungen zu werden (K. 6). So also, das hörten die frommen Leser der Makkabäerzeit aus diesen Geschichten heraus, rettet der Herr seine Getreuen und verherrlicht sich an ihnen und durch sie auch vor der Welt. Sollte man nicht gleiche Treue erweisen, um gleichen Erfolg und Ruhm zu gewinnen? Sollte man nicht die heidnische Bildung benutzen, um durch sie die Heiden auf ihrem eigenen Gebiet schlagen zu können?

Schon diese Erzählungen (Daniel 1—6) spornten zum Ausharren in aller Not an. Aber der Verfasser hatte noch ein wirkungsvolleres Mittel zur Hand. Er verkündete, daß alles,

was man zurzeit erlebte und erlitt, nur die Auswirkung eines von lange her bestehenden göttlichen Planes sei. Jahwe hatte seinem „Liebling" Daniel genau vorausgesagt, daß und wie sich die Geschichte von der babylonischen zur persischen, griechischen, syrischen Weltmacht hin entwickeln werde. All das ist schon lange genau bis auf das Kleinste festgesetzt, verkündet und von Daniel auf göttlichen Befehl niedergeschrieben und versiegelt. Jetzt (um 164) löst man göttlicher Bestimmung gemäß die Siegel und sieht, wie alles das, auch die große Not unter und durch Antiochus, schon von fern her vorgesehen und bestimmt ist. Immer wieder wird betont, daß alles, was sich eben ereignet hat und die Herzen der Frommen beschwert, ganz genau einem vorher festgelegten göttlichen Willensbeschluß entspricht. Der göttliche, Daniel und durch ihn den Frommen der Makkabäerzeit enthüllte Plan läuft aber letzten Endes auf eine völlige Wandlung der Welt hinaus. Jetzt herrscht die Sünde und Gewalt. Hat sie in der Person eines alle überragenden Bösewichts die höchste Höhe erreicht, dann ist die Stunde für Gott und sein Reich gekommen. Nicht durch Menschen — die makkabäischen Erfolge werden nur als „kleine Hilfe" ganz nebenbei erwähnt (11, 33) — nein, durch Jahwes unmittelbares Eingreifen wird die Wendung zum Besseren bewirkt. Von der Höhe eines Berges, doch wohl des mythischen Götterberges (vgl. Ps. 48, 3), wird sich ein Stein lösen, um das hochaufragende Monarchienbild zu zerschlagen. Der Stein wird zu einem die ganze Welt füllenden, ewig dauernden Felsen anwachsen (K. 2). Alle sich einander ablösenden Reiche, das babylonische, medische, persische, griechische: sie bilden im Grunde doch eine Einheit, ein Bild; es ist dieselbe Sache, die sich in ihnen nur in anderer Form immer wieder darstellt. Sie sind alle Bestien, die wie die Ungeheuer der Urzeit dem gottfeindlichen Weltmeer entstiegen sind, also weltlich, grundböse, tierisch (Kap. 7). Demgegenüber hat Jahwe sein himmlisches Reich bereit. Erscheinen jene unter dem Bilde der Tiere, so dies unter dem des Menschen. Es ist ein Reich der idealen, bei Jahwe bewahrten und nun der Erde zugeführten Menschlichkeit. Gott allein richtet es her und verleiht ihm ewige Dauer. Kinder und Erben dieses Reiches aber werden die „Heiligen des Höchsten" sein, d. h. die frommen Israeliten, die in aller Not ausgeharrt und durchgehalten haben oder die ihren Glauben mit dem Tode büßen mußten und nun aus den Gräbern zu ewigem Leben und herrlicher Glorie heraufkommen werden (7, 27; 12, 2 f.).

Sie alle sind in das Buch der Bürger des Reiches Gottes eingetragen und damit zu ewigem Leben, zu ewiger Herrschaft bestimmt. —

Die im Buche Daniel zu Worte kommenden Stimmen und Stimmungen erwecken nach vielen Seiten großes Interesse. Wir sehen aus ihnen, daß um 165—164 die verschiedensten Strömungen noch nebeneinander herlaufen. Die Frommen, deren Herz nur an der Religion und an dem Kult hängt, denen der Gedanke an eine weltliche Herrschaft eines judäischen Königs oder Fürsten in Jerusalem ganz fern liegt, wie denn der Messias nirgends im Buche erscheint, auch nicht Kap. 7, gehen noch mit den Kriegern und Helden zusammen. Das Ziel, die ungehinderte Ausübung der kultischen und religiösen Pflichten, ist ja das gleiche. Dazu trat das Streben nach weltlicher Herrschaft bei dem edlen und frommen Judas Makkabäus noch nicht so hervor wie darnach bei seinen Brüdern. Immerhin: nicht weltliche, sondern göttliche Kräfte bringen den großen Umschwung! (Dan. 2, 34; 7, 13; 8, 25.) — Aber im Laufe der Zeit gehen die Ziele mehr auseinander. Die Frommen, die Chasidäer, schließen sich zu einer besonderen Gruppe zusammen, die sich von der Masse „separiert" und darum Pharisäer, die „Abgesonderten", „Separatisten" nennt. Es sind die uns bekannten Pharisäer. Wir sehen in ihnen die geistigen Erben des Esra, denn sie bewegen sich in den von ihm eingeschlagenen Bahnen. Das Gesetz, die Gesetzesauslegung und Ausdehnung füllt ihre Gedanken, ihr Leben aus. Und auf diesem Wege glauben sie Gott dienen zu können und dienen sie ihm auch. Die Ansicht, als habe man es bei ihnen durchweg mit bewußten Heuchlern zu tun, wird ihnen nicht gerecht. Natürlich waren auch hier mancherlei Mitläufer, manche Scheinheilige — aber das sind doch nicht die eigentlichen Vertreter dieser Richtung. Allerdings herrscht hier, und das ist die Folge von den Religionskämpfen, ein Geist der Kleinlichkeit, der Verengung, der dem Leben der Religion gefährlich werden mußte und auch gefährlich geworden ist. Doch nehmen sie es ernst mit ihrer Aufgabe, machen es sich wie ihren Anhängern nicht leicht. Auch blieb — das ist bei jeder Separation der Fall, wie man bei den Pietisten- und Gemeinschaftskreisen sehen kann — geistlicher Hochmut, Verachtung derer, die sich ihrer engen Auffassung verschlossen, nicht aus. Man blickte auf das Volk herab, das dem Gesetzesstudium nicht oblag (vgl. Jesus Sirach 38, 29 ff.; Ev. Joh. 7, 49).

Trotzdem — vielleicht auch gerade darum — standen sie bei der Masse in großer Achtung, so daß selbst die Sadduk äer, wenn sie irgend in ein wichtiges Amt kamen, es nach pharisäischen Gesichtspunkten führen mußten; so behauptet wenigstens ein Parteigänger des Pharisäismus (Joseph. Altertüm. XVIII. 1. 4). Wichtig war, daß sich die einstigen Chasidäer in ihnen so parteimäßig zusammenschlossen, daß man sogar ihre Zahl angeben konnte. Das hatte notwendig eine Verengung und Verhärtung, hatte auch das Aufkommen von Parteihäuptern zur Folge. War vordem in die „Weisheit" auch mancherlei bei den Fremden Gesehenes und Erlerntes, von ihnen Einströmendes mit eingeflossen, so galt jetzt je länger je mehr die Thora, das „Gesetz" Mosis als einzige Quelle der Belehrung. Und wenn hier und da auch anderswo gewachsene Gedanken einschlüpften, so geschah das in einer eigentümlichen Gesetzesaus- oder besser gesagt -einlegung, wo nicht gar in der Form, daß man der schriftlich hinterlassenen Thora Mosis eine Reihe angeblich von Mund zu Mund weitergegebener Gebote des großen Gesetzgebers zur Seite stellte. Die ziemlich üppig aufwuchernde apokalyptische Literatur fand dagegen bei den Pharisäern kaum Aufnahme. Sie fühlten wohl instinktiv, daß es sich hier um ursprünglich nichtisraelitische Stoffe handelte. Gewiß hatten die Pharisäer die Schriftauslegung nicht gepachtet, wie denn das Neue Testament Pharisäer und Schriftgelehrte noch zu unterscheiden scheint. Tatsächlich aber bewegt sich die Schriftauslegung durchaus in pharisäischen Bahnen. In ihrer Veräußerlichung der Religion erscheinen „Schriftgelehrte und Pharisäer" dem freieren Geiste Jesu gegenüber doch wieder durchaus als Einheit (Matth. 5, 20; 15, 1 ff.; 23, 2. 13 ff.; Mr. 7, 1; Luk. 11, 39). Staat, Volk und politisches Gemeinwesen widerstreben naturgemäß einer nur von kirchlichen Gesichtspunkten vorgeschriebenen Leitung. So lange auch noch ein Schatten von alledem da war, konnte es zu einer unbedingten Herrschaft der Pharisäer über das jüdische Volksleben nicht kommen. Erst mit dem Fall von Jerusalem (70 n. Chr.) ward eine solche möglich und wirklich. So trägt das nachchristliche Judentum durchweg pharisäisches Gepräge. Ja, es verdankt dem Pharisäismus überhaupt seine Existenz. Die pharisäische Lehre war das Band, das alle zersprengten Teile des jüdischen Volkes geistig und kulturell zusammenhielt. Sie hatte das Gesetz und Gesetzesstudium sogar dem Tempel und Kult vorgeordnet. Die jüdischen Gemeinden konnten ohne diese,

niemals ohne jenes bestehen. Mit der so wichtigen Trennung des Kirchlich-Religiösen als eines selbständigen Reiches gegenüber dem Staatlichen sind die Pharisäer Erben und Testamentsvollstrecker des Esra, auf den das Judentum im letzten Grunde zurückgeht. –

Ihnen gegenüber stehen die Sadduk äer. Auch sie sind aus dem Neuen Testament bekannt und doch — unbekannt. Wenigstens ist ihre Erscheinung bis auf den heutigen Tag noch recht umstritten. Das ist kein Wunder. Wir hören von ihnen nur aus gegnerischen Schriften (viele Psalmen, Psalmen Salomos, Neues Testament, Josephus, Talmud). Ein Bild aber, das der Gegner entwirft, ist meist verzerrt und nicht zutreffend. Denn ob wir in einigen Psalmen, im ersten Makkabäerbuch Literaturprodukte besitzen, aus denen wir saddukäische Geistesart kennen lernen könnten, wie manche Forscher annehmen, ist zum mindesten zweifelhaft. Sie verschwinden mit Jerusalem so gut wie ganz aus der Geschichte. Das gibt zu denken. Es ist nicht einzusehen, wie eine „religiöse Sekte" (als solche begegnen sie Apostelgesch. 5) oder eine „philosophische Schule" (Josephus, Altert. XVII. 1. 6) so tötlich durch einen Akt der äußeren Geschichte getroffen werden konnte. Vielmehr liegt hier wohl mehr eine politisch gestimmte Richtung vor, der mit dem Fall von Stadt und Volk jegliches Feld der Betätigung genommen war, eine Richtung und nicht eine Partei. Darum läßt sie sich auch nicht so klar und scharf umreißen wie das Bild einer geschlossenen Parteigruppe.

Sie werden im Neuen Testament zusammen mit den Pharisäern als Feinde Jesu und der ersten Christen erwähnt. Der Gegensatz beider zu der neuen christlichen Gemeinde beweist nichts für die äußere Gleichheit und Ähnlichkeit der Erscheinungen. Der Pietismus schließt sich deutlich zu einer Gemeinschaft gegen die „Welt" ab. Dabei können „Welt" und „Pietismus" in der Bekämpfung einer freien und starken Frömmigkeit wohl zusammengehen und tun das auch. Und sind doch ganz verschiedene Größen. Der „Welt" im Munde des Pietisten entsprechen bei den Pharisäern die „Sadduk äer". Diese „Welt" ist nichts Einheitliches, keine Partei, vielmehr etwas nur durch den Gegensatz gegen den sei es jüdischen, sei es christlichen Pietismus Bestimmtes. Der versteht unter Welt doch alles, was die enge Zwangsjacke seiner ängstlichen Frömmigkeit ablehnt, mag das aus Widerspruch gegen die Religion überhaupt oder nur gegen diese Form der Religion geschehen. So ist „Sadduk äer" demnach

Sammelname für alle Freieren. Es mag sein, daß man nicht wenig von diesen unter den Priestern fand, worauf der Name „Sadduk äer", das heißt doch wohl Nachkommen des Sadok, d. h. des Ahnherrn der jerusalemischen Priesterschaft, dessen Geblüt allein nach Ezechiel Priesterrecht hatte, hinführen mag; aber einmal beschränkt sich die Benennung keineswegs nur auf den Priesteradel und anderseits gehörten nachweislich eine Reihe von Priestern und Hohenpriestern aus der Zeit des Herodes der pharisäischen Richtung an. Jedenfalls gab es schon lange genug Weltmenschen, bevor man von „Sadduk äern" hörte, „Weltmenschen", die überhaupt für Gott und Göttliches keinen Sinn hatten. Jede religiöse Gemeinschaft kennt sie. Wir sehen sie deutlich in den Psalmen. Sie sind die „Narren", die nach „Gott nicht fragen" (Ps. 14), denen der „Bauch ihr Gott ist". Die „Spötter" (Ps. 1), von denen der Fromme sich fern halten muß, die Bösewichte, deren Existenz in die sonst so wunderbare Harmonie der göttlichen Schöpfung einen unerträglichen Mißklang bringt (Ps. 104, 35) und bei der Allweisheit und Allmacht der Gottheit geradezu unbegreiflich erscheint (Ps. 139, 19 ff.). Sie lauern dem Frommen auf, ihn zu stürzen, und sind eine Versuchung für die Masse. Da sie sagen: Gott sieht unser Tun nicht und weiß nichts von des Menschen Handlungen (Ps. 73, 4 ff.), heben sie damit Moral und Gesetz auf und öffnen der Unsittlichkeit, öffnen Mord, Ehebruch und Raub Tor und Tür, wie das auch namentlich die Psalmen Salomos behaupten (4, 8). Natürlich gab es in der Gemeinde solche Verbrecher. Ob man sie aber vornehmlich bei den „Sadduk äern" fand, ist doch fraglich. Jedenfalls hat bei dieser Schilderung der Haß die Feder geführt. Der erklärt sich hier nicht nur aus sittlichem Ingrimm gegen die Sünder und Sünde, sondern aus religiösem Fanatismus. Es sind eben die Feinde der eigenen strengeren Anschauung, denen man flucht. Dem Pharisäer ist seine Theologie Religion. Wer ihr also nicht folgt, ist demnach ohne Religion, ist gottlos. Der Gottlose aber begeht natürlich viele schreckliche Sünden, wie denn der Pietist seinem theologischen Gegner nur gar zu gern einen sittlichen Makel anheftet. Es scheint doch, daß wir bei den Sadduzäern und ihren Vorläufern nicht so sehr an frivole Spötter und Sünder zu denken haben, als mehr an Leute, die in der Welt lebend mit der Welt und ihren Kräften rechnen und das Leben von Staat und Gemeinde nicht nur oder hauptsächlich nach religiösen Gesichtspunkten leiten wollen; denen die

Religion wohl der „Schmuck des Lebens war, aber nicht das Leben selbst". Und gerade darum, weil auch sie auf dem Boden der Gemeinde stehen, der strengeren Richtung nicht weichen, werden sie mit dem giftigsten Haß verfolgt, mit schlimmsten Flüchen überschüttet. Schon einmal war es zu einem solchen Gegensatz gekommen, nämlich unter Esra und Nehemia. Damals war es gelungen, die Gegner, die auch da zum Teil bei dem Priesteradel zu finden waren, auszuscheiden. Sie verließen Jerusalem und gründeten das Konkurrenzheiligtum in Sichem und hielten sich an das Gesetz des Moses. Der Grund des Gegensatzes war auch damals nicht besondere Unsittlichkeit, sondern eine andere Stellung zu Religion und Kult. Die Samaritaner wollten auch Jahwe dienen, wollten auch in ihrer Weise fromm sein, das zeigte ja ihre Stellung zu Religion und Kult. Sie widersetzten sich nur der einseitigen Betonung des Nationalen. In der Welt lebend meinten sie auch mit der Welt auskommen zu müssen, und so verschlossen sie sich nicht dem Einfluß der ganz- oder halbheidnischen Umwelt. In den Heiraten mit Nichtisraeliten tritt ihre Gesinnung deutlich genug zutage. Sie sind eben nicht fanatische Theoretiker, sondern offenbaren einen Blick für die Dinge und die Notwendigkeiten des Tages. Und wie mit dieser Gesinnung schlichte, innige Frömmigkeit Hand in Hand gehen konnte, zeigen ja so köstliche Bücher wie Ruth und Jona. Es ist sicher kein Zufall, daß von Pharisäern gelegentlich Samaritaner und Sadduk äer zusammengestellt werden. Sie werden mit gleichem Haß bedacht und sind tatsächlich auch wesensverwandt. — Auf die „Samaritaner" folgen die „Griechenfreunde". Natürlich gab es viele unter ihnen, die sich ihres jüdischen Wesens überhaupt schämten, nur Griechen sein wollten. Nun, über die kam das Gericht der Makkabäer; mit Feuer und Schwert wurden vernichtet, die „den Bund verlassen". Aber nicht alle waren gemeint, daß eine weltoffene Stellung mit ihrer Religion im Widerspruch stand. Selbst ein Mann wie der Verfasser des Danielbuches läßt den Daniel und seine Genossen die heidnische Weisheit studieren und zu ihrer und ihres Gottes Ehre verwenden. Als es zum Versuch der völligen Vernichtung der jüdischen Religion kam, standen auch diese „Freieren" auf Seiten der Makkabäer; denn nun handelte es sich nicht mehr um einige ihnen mehr oder weniger wichtige äußere Dinge, sondern um die Religion und Nation selbst, die auch ihnen am Herzen lag. So begleiteten sie denn den Sieg vor allem des Judas Makkabäus mit Be-

wunderung und Begeisterung, sahen in ihm ein Werkzeug, in seinen Taten Taten Jahwes, ohne darum den Persönlichkeiten und den Begebnissen durch einseitige Hervorhebung des göttlichen Faktors die ihnen eignende menschliche, irdische Färbung zu nehmen. Wenn das erste Makkabäerbuch wirklich diesen Kreisen entstammt, so gewährt es uns einen schönen Einblick in die sie beherrschende Gesinnung. —

Die Makkabäer strebten nach der Herrschaft und erreichten sie. Da mußten sie mit der Welt rechnen, mit weltlichen Mitteln herrschen. Nach rein kirchlichen Gesichtspunkten läßt sich kein Staat, keine politische Gemeinde auf die Dauer regieren. Wohl hielten sie an pharisäischen Gedanken fest. Alexander Jannäus führte in den unterworfenen Ländern zwangsweise die Beschneidung ein. Aber wenn es gegen Ende seines Lebens zu einem Bruch mit den Pharisäern kam, wie Josephus behauptet, so wird der Abscheu vor den Untaten des blutigen Tyrannen nicht der einzige Grund davon gewesen sein. Vielmehr handelte es sich hier wohl um eine prinzipielle Verschiedenheit. Die Makkabäer beugten das staatliche Leben nicht unter das kirchliche; sie erkannten vielmehr die Religion als brauchbares Mittel für ihre politischen Zwecke und verwandten sie für diese. Das führte sie mehr von den Pharisäern ab zu den Kreisen, die eine Knechtung des Volkstums unter Kirche und Kirchentum verwarfen. So mag die Notiz des Josephus, daß Alexander Jannäus sich schließlich an die „Sadduk äer" anschloß, schon zutreffend sein. Der Name allerdings, vielleicht ein Spitzname im Munde der Gegner, tritt erst in der römischen Periode entgegen. Doch war die Sache vor dem Namen da. Allerdings scheint in der Römerzeit eine gewisse Weiterentwicklung nachweisbar. Unter den intelligenten Juden gab es viele, die für römisch-griechisches Wesen, für die römische Staatsverwaltung Verständnis hatten. Es lag auch auf der Hand, daß das römische Reich mit seiner Zucht und Ordnung die Voraussetzung für das Gedeihen von Handel und Wandel war. Reiche jüdische Kaufleute sahen das und standen demnach der römischen Obrigkeit mehr freundlich als feindlich gegenüber. Sie brauchten deshalb noch keineswegs mit ihrem Volk und ihrer Religion zu brechen.

Die Pharisäer rückten allmählich immer mehr von den Römern ab, deren Herrschaft sie zuerst gegenüber der makkabäischen Mißwirtschaft willkommen geheißen hatten, und nährten im Volke eine römerfeindliche Stimmung, die ihnen schließlich über den

Kopf wuchs und zur Herrschaft der Radikalen, der „Zeloten", und damit zum Bruch mit Rom und zum Untergang von Jerusalem führte. Die Sadduk̈äer hielten sich dem fern. Sie sahen bei einem Zusammenprall mit Rom den Untergang voraus. Und weil sie den nicht wollten, lehnten sie die religiösen Ideale des Phariśäismus als irreführend, als nicht zum Wesentlichen der Religion gehörig ab. Sie erkannten, heißt es, nur das Gesetz als heilige Schrift an. Das könnte so scheinen, als ob sie besonders konservativ waren. Denn das Gesetz war lange allein die heilige Schrift der jüdischen Gemeinde. Der Grund kann aber auch ein anderer sein. Die „Propheten" enthielten die Worte von dem Messias aus Davids Stamm, mochten diese wirklich aus alter Zeit stammen oder auch — so ist's vielfach — in die alten Schriften von jüngeren Autoren hineingearbeitet sein. Mit den prophetischen Schriften lehnen die Sadduk̈äer das Messiasbild ab, das im „Gesetz" fehlt. Der Glaube an eine von Jerusalem aus zu gründende Weltherrschaft schien ihnen nicht auf göttlicher Offenbarung zu ruhen. Dieser Glaube wurde nun aber in den Makkabäerzeiten eng mit der Auferstehungshoffnung verknüpft. Die verstorbenen Frommen werden „an jenem Tage" ihre Gräber verlassen, an dem göttlichen Reiche teilhaben und die Zahl des heiligen Volkes vergrößern. So lehnten die Sadduk̈äer auch dieses neue Fündlein ab. „Sie leugnen die Auferstehung." Die Mächte der Welt waren schrecklich, scheinbar unüberwindlich. So mußte Gott unmittelbar eingreifen, durch Entfaltung himmlischer Kräfte sein Reich herbeiführen. Wunder und Zeichen, Engel und Geister greifen überall zugunsten der Frommen ein. Sie werden auch den von lange her bereitgehaltenen neuen Äon herbeiführen. So dachte man in „frommen" Kreisen. Auch das weisen die Sadduk̈äer folgerichtig als Phantasterei ab. Gott mag wohl hinter diesen Dingen, hinter den Menschen stehen. Aber er wirkt in ihnen und durch sie. Ein solcher Gott bedarf der Engel und Geister nicht. So hören wir, daß sie auch an diese nicht glauben. Gottes „Finger" ist nach ihnen nicht unmittelbar in dem Geschehen und Tun des Menschen zu erkennen. Darauf bezieht sich wohl der Vorwurf, „sie bekämpfen die Lehre vom Verhängnis" . . . „und behaupten, alles beruhe auf uns selbst, so daß wir ebensowohl die Ursache unseres eigenen Glückes seien als durch eigene Unentschlossenheit uns unser Unglück zuzögen" (Joseph. Altert. XIII. 5. 9). Ein vollständiger Wandel der Welt und des Weltverlaufs am Ende dieses Äons liegt demnach voll-

kommen außerhalb ihres Gesichtskreises. Aus alledem erhellt, daß man es bei den Saddukäern nicht mit einer religiösen, überhaupt wohl nicht mit einer Partei, sondern mit Anhängern einer mehr auf das Weltliche gerichteten, politischen Gesinnung zu tun hat. —

Neben Saddukäern und Pharisäern stehen noch die Essäer. Jede Separation auf religiösem Gebiet pflegt weitere Separationen mit sich zu bringen. So auch hier. Die Essäer erscheinen als die „Separierten" von den „Separierten", die „Pharisäer im Superlativ". Sie treiben das dem Pharisäismus zugrundeliegende Prinzip der Abtrennung von der Welt, der Scheidung von dem Profanen auf die Spitze und sind so die eigentlichen Nachkommen der alten Chasidäer, worauf vielleicht auch ihr Name führt. In der Welt lebend kann man sich nicht rein von der Welt erhalten, das ist der dieser Erscheinung zugrundeliegende Gedanke. So fliehen sie aus der Welt, ziehen sich von den Städten und ihrem Luxus auf die Dörfer vornehmlich an den stillen Gestaden des Toten Meeres zurück. Es ist ein Mönchsorden mit mancherlei eigentümlichen Gebräuchen, den wir hier auf dem asketischem Treiben doch sonst recht ungünstigen Boden des Judentums finden. Gehorsam gegen die Satzungen der Oberen, Ehelosigkeit, Gütergemeinschaft sind kennzeichnend für ihn. Dazu kommen noch ungezählte Waschungen und Bäder, kommt Verwerfung des Eides, der Tieropfer, der Sklaverei, kommen sakramentale Mahlzeiten, magische Heilkunst, Weissagungen u. a. m. Als fleißige, anspruchslose Männer scheinen die Essäer viel Achtung, aber wegen ihrer Zurückgezogenheit nur wenig Einfluß genossen zu haben. Doch ist wohl möglich, daß die sehr stark in jener Zeit umgehende apokalyptische Literatur in ihrem Kreise gepflegt und von dort aus verbreitet wurde. Und auf diesem Wege strömten denn viele orientalische (babylonische, persische, hellenistische) Gedanken in das Judentum und auch in die junge Christengemeinde ein. Die Sonnenverehrung der Essäer und die Verwerfung der Tieropfer führt am Ende auf Parsismus, der Glaube an das „Schicksal", sowie die eigentümliche Ausgestaltung der Seelen- und Unsterblichkeitslehre der Essäer erinnern mehr an griechische Gedanken. — Jedenfalls ob von den Essäern kommend oder nicht: die in den üppig aufwuchernden Apokalypsen verbreiteten Gedanken und Bilder waren bei den Juden vor der Zerstörung Jerusalems, mochten sie nun bei ihrem jüdischen Glauben beharren oder zum Christentum

übertreten, außerordentlich wirksam. Überhaupt aber würde man das geistig-religiöse Leben jener Zeit in den Gegensätzen Pharisäismus, Saddukäismus, Essäismus ebensowenig genügend fassen können, als wenn man bei uns mit „Welt", „Pietismus", „Mönchtum" alle Seiten unseres religiösen und geistigen Lebens erschöpfend bezeichnet zu haben glaubte. Gewiß hat es auch damals wie heute viele Leute schlichter, wahrer Frömmigkeit gegeben, die ruhig und sicher ihres Weges gingen, ohne sich viel um diese Dinge zu bekümmern. Aus ihren Kreisen ging Jesus von Nazareth hervor.

9. Unter römischer Herrschaft.

Der selbständige jüdische Staat fand ein klägliches Ende. Er war ein in sich unhaltbares Gebilde. Darüber konnte auch die vielgepriesene Regierung der Alexandra (hebr. Salma), der Frau und Nachfolgerin des Jannäus, schwerlich hinwegtäuschen. Der Frau war das Hohepriesteramt verschlossen. Sie wandte es dem ältesten Sohne aus ihrer Ehe mit Jannäus zu. Die oft und heftig erhobene Forderung der Pharisäer, daß die geistliche von der weltlichen Gewalt zu trennen sei, ward damit, wenn auch bei der Minderwertigkeit des Hyrcanus nur dem Scheine nach, erfüllt. Der obersten Behörde in der Gemeinde, „hoher Rat" oder „Synedrium" genannt, die ihre Vorgänger möglichst an die Wand gedrückt hatten, gewährte sie Einfluß, gab sie eine bedeutungsvolle Stellung für die Fragen der Verwaltung und der Rechtsprechung. Dadurch gewann sie die Zuneigung der mächtigsten Partei im Lande, die der Pharisäer, die im Synedrium das Hauptwort führten. Kein Wunder, daß ihre Regierung in der Folge von diesen hochgepriesen ward. Tatsächlich scheint sie mehr von Ehrgeiz und Herrschsucht als von landesmütterlichen Gefühlen getrieben zu sein. Wohl fehlte es während ihrer Regierung (75—67) an inneren Wirren und Kämpfen. Aber das war nur ein kurzes Atemholen. Nach ihrem Tode kam der selbstverschuldete Zusammenbruch ihres Hauses und damit auch des jüdischen Staates. Der Kampf ihrer Söhne Hyrcanus und Aristobul um die Herrschaft führte zum Eingriff Roms. Beide gingen den in Syrien weilenden Pompejus um seine schiedsrichterliche Vermittlung an. Dazu erschienen auch Vertreter des jüdischen Volkes bei ihm mit dem Ersuchen um Herstellung der alten Priesterherrschaft. So gab das jüdische Volk sich selbst auf.

Pompejus bestimmte über Judäa wie über ein erobertes Land. Die Küste schlug er zu der neugegründeten Provinz Syrien, ebenso die Hauptmasse des ostjordanischen Gebiets, das man unter dem Namen Dekapolis zusammenfaßte. Hyrcanus wurde von ihm über Judäa, Galiläa und Peräa (einen Streifens im Ostjordanland mit der Stadt Amathus im Norden, Machärus im Süden) als Statthalter eingesetzt. Aber Ruhe brachte auch das nicht. Aristobul und die Seinen kämpften natürlich gegen Hyrcan und seine Herren, die Römer. Dazu kamen noch andere Aufstände und Wirren. Auch schlug das große Ringen des Cäsar und Pompejus, danach des Octavian und Antonius seine Wellen bis in das Land hinein. In der geschickten Benutzung der so wandelreichen Geschichte jener Tage kam dann die Familie auf, der Judäa äußerlich noch einmal eine Zeit größerer Blüte verdanken sollte: die Familie des Herodes. Sie stammte aus Edom. Die Versuche des Herodes, sich einen jüdischen Priesterstammbaum beizulegen und so die Juden mit seiner Herrschaft zu versöhnen, schlugen fehl. Die Absicht dieser Fälschung war gar leicht zu durchschauen. Vielmehr war sein Großvater Antipatros, von dem wir zuerst hören (Joseph. Altert. XIV. 1. 1), der Sprößling einer reichen und vornehmen idumäischen Familie. Alexander Jannäus machte ihn zum Statthalter über das von ihm eroberte Idumäa. Sein Sohn Antipatros (II.), des Herodes Vater, war des Hyrcanus rechte Hand, ja sein Kopf. Auf ihn ist es zurückzuführen, daß Cäsar bei dem Aufstand in Alexandrien von jüdischen Truppen unterstützt wurde. Der Lohn blieb nicht aus. Hyrcanus wurde die erbliche Ethnarchie über das um Joppe und Jezreel vermehrte Judäa, wurde Steuerfreiheit gewährt. Antipatros aber bekam das römische Bürgerrecht und die Verwaltung von Gesamtjudäa, in der er seinen Söhnen Phasael (Judäa) und Herodes (Galiläa) die wichtigsten Posten gab. Aber die jüdischen Aristokraten neideten dem Antipatros seine Macht. Hyrcanus wurde von ihnen aufgereizt. Er begünstigte eine Verschwörung, der Antipatros zum Opfer fiel. Sein Sohn Phasael gab sich den Tod, als die von Antigonus, des Aristobuls Sohn, ins Land gerufenen Parther sich wie der Person des Hyrcanus so auch seiner bemächtigten. Damit war der Weg für Herodes frei, und er beschritt ihn. Den König von Parthers Gnaden, Antigonus, beseitigte er durch Rom. Die (wohl teuer erkaufte) Fürsprache des Antonius, das Eintreten des Octavian für ihn bei dem Senate verschaffte ihm gegen jenen Recht. Er wurde zum

rex socius, zu dem unter Roms Botmäßigkeit stehenden König von Judäa ernannt (40). Antigonus wurde auf sein Betreiben von Antonius gefangengenommen und enthauptet. So ward Herodes Alleinherrscher. Seine Regierung (37—4 v. Chr.) war nicht ohne Glanz und Blüte.

10. Herodes.

Von all den Herrschern, die auf dem Thron in Jerusalem saßen, ist dem Herodes nur David an staatsmännischer Kunst, kriegerischer Tüchtigkeit und kluger Benutzung der Umstände zur Seite zu stellen. Wenn er über 30 Jahre lang die Zügel der Regierung in fester Hand hielt, ohne daß man etwa gegen den Schluß seines Lebens ein Nachlassen seiner Kraft bemerkt hätte, so spricht das schon allein für ihn. Ebenso aber auch die Tatsache, daß es bei dem Haß der Juden gegen ihren halbjüdischen Herrscher, den Henker des Hasmonäerhauses, in dieser ganzen Zeit zu keinem ernsthaften Aufstand gekommen ist. — Die Natur hatte ihn reich bedacht. Ein stählerner Körper machte es ihm möglich, nicht bloß die gern aufgesuchten Anstrengungen und Gefahren des Reit- und Jagdsportes leicht zu ertragen: Flucht und Entbehrungen, Kriege und Schlachten beugten ihn nicht. Mit Mut und Zähigkeit trat er an alle Aufgaben heran, die ihm erwuchsen. Ein schneller Blick, ein energisches Zupacken und Festhalten befähigten ihn zu großen Dingen. Und er hat Großes erreicht, obwohl das bei den Wandlungen, die gerade die römische Herrschaft in jenen Zeiten erlebte, und bei den Wirren, die von Osten her durch die Araber, von Norden durch die Parther kamen, nicht leicht war. Er schmiegte sich den Verhältnissen, den Persönlichkeiten an. Meisterhaft hat er es verstanden, sich des Antonius Gunst zu gewinnen und zu erhalten. Mochte Kleopatra, auf möglichst viel syrischen Besitz lüstern, ihn am liebsten beseitigt sehen, es gelang ihr nicht: Antonius ließ ihn nicht fallen, wie sehr auch des Königs Schwiegermutter Alexandra gegen ihn intrigierte und die Juden ihn bei Antonius verklagten und verleumdeten. Es war für ihn bitter genug, daß Kleopatra von Antonius den fruchtbaren Strich um Jericho zum Geschenk erhielt, den Herodes nun mit teurem Geld von ihr pachten mußte. Aber er behauptete sich doch auf seinem Platz. Das dankte er seiner Gewandtheit und dem Golde, für das Antonius recht empfänglich war. Schließlich sollte Kleopatra selbst, seine

alte Feindin, ihm von Nutzen sein. Herodes eilte schon mit seinem Heere zur Unterstützung des Antonius im Kampfe mit Octavian herbei; da schickte ihn dieser auf Betreiben der Kleopatra gegen den arabischen König Malichus zur Eintreibung der fälligen Tribute. Sie hoffte wohl, daß er dabei zuschanden würde. Es kam anders. Der Araber mußte schließlich weichen und der siegreiche Octavian hatte keinen Grund, einen Mann, der sich als tüchtiger Grenzwächter Roms gegen Osten erwiesen hatte, von seinem Platz zu entfernen. War Herodes doch im Kampf des Antonius gegen Octavian gar nicht hervorgetreten. So gelang es ihm leicht, des Octavianus Gunst zu gewinnen. Er legte ihm zu Rhodus mit klugen, würdigen Worten Krone und Herrschaft zu Füßen. Octavian gab ihm beides zurück. Und als er zur Ausnutzung seines Sieges nach Ägypten zog, erwarb sich Herodes durch die großartige Aufnahme des Römers und durch die umsichtige Verpflegung seines Heeres weiter des Octavianus Zuneigung. Dieser schenkte ihm dafür aus dem Erbe der Kleopatra Jericho und Gaza, fügte noch die Städte Hippos und Gadara unweit des Sees Genezareth und endlich die Hafenorte Joppe, Stratonsturm und Anthedon hinzu. Dadurch bekam Herodes Zugang zur See und konnte den Grund zu einem tüchtigen Handel und einer ansehnlichen Handelsflotte legen. Der Römer wußte wohl, was er tat. Herodes war der rechte Mann an der rechten Stelle. Er sorgte für Ordnung und hielt die Beduinen im Zaum. Ja, es gelang ihm, die fruchtbaren Gebiete östlich des Jordan, die Auranitis, Batanäa, Gaulanitis zu gewinnen und dem Ackerbau zu erschließen. Gewiß konnte die Stärkung im Innern, die ihm durch den Handel, durch das Aufblühen des von langem Frieden gesegneten Landes zuwuchs, ebenso gefährlich werden wie die Vergrößerung seines Gebietes nach außen hin, das gegen Schluß seines Lebens dem Reiche Davids an Umfang kaum nachstand. Aber Herodes war ein Realpolitiker. Es blieb ihm nicht verborgen, daß er sein Reich nur mit, nicht gegen Rom behaupten konnte. Die äußere Politik war und blieb Sache Roms. Das wußte und beachtete Herodes. Und als es schien — Augustus glaubte Verleumdern —, daß er im Jahre 8 v. Chr. auf eigene Faust eine Straferpedition gegen die Araber unternommen hätte, bekam er den Zorn des Kaisers sehr deutlich zu fühlen. Er hatte Mühe genug, ihn zu besänftigen. Selbständige Kriegführung und gar gegenseitige Bekämpfung war den Vasallen Roms auf das strengste untersagt.

Ein kaiserliches Verbot machte dem siegreichen Vordringen des Herodes ein Ende. Die sofort im Osten Palästinas einsetzende Unordnung belehrte den Kaiser eines Besseren. Im eigenen Interesse stärkte er nun wieder des Herodes Stellung; aber das alte Wohlwollen hat er ihm wegen seiner Greuel im Hause, die ihn zu dem scharfen Wort veranlaßten, „er wolle lieber eine Sau, als ein Sohn des Herodes sein", doch nicht wieder zugewandt. Wenn Herodes von Anfang an den Königstitel führte, Diadem, Purpur, Szepter und Krone handhabte, so bedeutete das also nicht, daß er als »rex socius« nun mit dem Kaiser als Gleichstehender ein Bündnis geschlossen hatte, er war vielmehr ein König von Roms Gnaden. —

Immerhin gelang es Herodes, sich auf dem Grunde der römischen Oberherrschaft große Macht und Bedeutung zu erringen. Er war der oberste Kriegsherr in seinem Lande, das er frei von römischer Besatzung hielt. Er befehligte eine eigene Söldnertruppe und legte zur Befriedung seines Landes Militärkolonien an. Er genoß zuerst für seine judäisch-galiläischen, danach auch für die samarischen und auch wohl idumäischen Gebiete Abgabenfreiheit. Herodes war der Mann dazu, das wohl auszunutzen. Trotz seiner vielen Kriege, seiner Luxusbauten, seiner reichen Spenden auch nach außen hin, war er stets bei Kasse. Natürlich, Steuern zahlt keiner gern! So klagte man auch unter ihm über harten Steuerdruck, über unnachsichtliche Eintreibung der Rückstände. Doch ist bemerkenswert, daß er in Zeiten der Not Steuererlasse bewilligte, ja bei Mißwachs in großartigem Maßstabe helfend eingriff. Seine unumschränkte Finanzhoheit, die sich auch in der Belehnung von verdienten Beamten und Freunden mit palästinensischen Gütern kundtat, führte ihn doch nicht zu einem harten Willkürregiment. Das Gleiche gilt von seiner Amtshoheit — er ernannte und entfernte seine Beamten —, wie von der ihm eignenden obersten Gerichtsgewalt. Herodes war ein großer innerer König, der für Ordnung und Ruhe, für Handel und Wandel, für Landwirtschaft und Kolonisation eifrig und geschickt Sorge trug. Und doch hat ihm die Geschichte mit Recht nicht den Beinamen des „Großen" gegeben. Wo dieser Titel sich bei ihm einmal findet, bedeutet er nur, entsprechend der semitischen Ausdrucksweise, den an Jahren Großen, den Älteren. —

Sein Charakter wie das Ziel seiner Regierung hindern es, daß man ihn mit dem Beinamen des „Großen" beehrt. Sein

Charakter: alle seine Gaben, alle seine Handlungen stehen im Dienste einer ungezähmten Ehr- und Herrschsucht. Um seinen Thron zu stützen, verheiratete er sich mit der Enkelin des Hyrcanus, der schönen, aber stolzen Mariamne. Er wollte auf diese Weise die Ansprüche der Hasmonäer, die trotz aller Frevel als Glieder des einstigen aus seinem Kreise hervorgegangenen Herrscherhauses noch immer Anhang im Volke hatten und im Gegensatz zu dem gewalttätigen edomitischen Herodes in steigendem Maße gewannen, auf sich selbst hinüberleiten. Das gelang ihm nicht. So schritt er zur Gewalt. Es galt, die Sprossen der Hasmonäer alle zu beseitigen. Seine Gattin, deren Söhne, sein Schwager, seine Schwiegermutter — sie alle wurden Opfer seiner Herrschsucht und seines Mißtrauens. Und gerade dies im Lauf der Jahre sich anscheinend bis zur Krankhaftigkeit steigernde Mißtrauen lieferte ihn leicht den Händen seiner skrupellosen Umgebung aus, so vor allem seines widerwärtigen Sohnes Antipas, der dann allerdings am Ende auch den Lohn seiner Taten empfing. Kurz vor seinem Tod durchschaute Herodes sein verbrecherisches Tun und ließ ihn hinrichten.

Herodes war stark sinnlich veranlagt, ein Bewunderer der Frauenschönheit. Das führte natürlich zu einem wohlbesetzten Harem und damit zu vielen Kabalen und Intrigen, wie sie erfahrungsgemäß aus der Haremswirtschaft erwachsen. Doch beherrschten ihn die Frauen nicht — mit Ausnahme vielleicht seiner bösen Schwester Salome. Wo es sein Thron, seine Existenz erforderte, zu erfordern schien, schritt er rücksichtslos ein, so schwer es ihm auch sein mochte. Schon möglich, daß er den Tod der stolzen Hyrcanustochter Mariamne, seiner Hauptgattin, der er zu mißtrauen sich veranlaßt glaubte, lange schmerzlich empfand, bereut hat er ihre Hinrichtung nicht. Sie war für ihn eine Staatsnotwendigkeit, und eigentliche Reue, die über dem Verdruß wegen der Folgen einer Untat zur inneren Umkehr und Besserung führte, lag ihm ebenso fern wie den Gewalt- und Kraftnaturen der Renaissance, mit denen man ihn nicht unpassend verglichen hat. Mit diesen hat er auch das Mäcenatentum gemein. Er liebte es, Gelehrte und Schriftsteller um sich zu sehen, ja ließ es sich nicht verdrießen, auch noch im höheren Alter unter die Lernenden zu gehen. Sein Freund, der Gelehrte und Staatsmann Nicolaus Damascenus, führte ihn in die Philosophie, Rhetorik und Geschichtswissenschaft ein. Darnach unternahm es Herodes, sich auch auf geistigem Gebiete zu betätigen. Er trat oft und

mit Glück als Redner auf und versuchte sich auch als Schriftsteller. Er schrieb seine Memoiren in griechischer Sprache. Griechisch waren die Namen seiner Kinder, seiner Umgebung, griechisch auch die Kunst, die er begünstigte. Es handelt sich dabei vor allem um die Architektur. Die Stadt Samarien wurde mit Tempel und Tortürmen, auch wohl mit einer prächtigen Säulenstraße versehen und dem Kaiser zu Ehren Sebaste, das heißt „Augustusstadt" genannt. Der alte Schifferflecken „Strathonsturm" wurde von ihm in zwölfjähriger Bautätigkeit zu einer mächtigen Hafenstadt mit weitausgreifenden Molen gemacht und Cäsarea getauft. Jericho baut er sich zu einer prachtvollen zweiten Residenz aus. Ja, er bindet sich in dieser seiner Bautätigkeit nicht an die Grenzen seines Reiches. Antiochia und Damaskus, Athen und Rhodus, die Städte der syrisch-phönikischen Küste können dank seiner königlichen Freigebigkeit erweitert und verschönert werden. Er setzte seinen Ruhm darein, als „gebildeter", d. h. hellenistischer Fürst zu gelten. Als solcher gab er sich auf seinen zahlreichen Reisen im Orient und nach Rom hin. Als solcher scheute er sich auch nicht, die Festspiele und Wettkämpfe mit ihrer heidnischen Art und Unart zu unterstützen. — Alle seine Bauten sollte aber der Tempel in Jerusalem überstrahlen. $9\frac{1}{2}$ Jahre baute er an ihm. Und als er fertig war, überstrahlte er sogar den salomonischen Tempel in seiner Pracht. Man sollte meinen, und er hat es wohl selbst gehofft, daß er sich durch diesen Prachtbau die Zuneigung des jüdischen Volkes endlich errungen hätte. Das war nicht der Fall. Man empfand wohl mit Recht, daß auch dieser Tempel mehr aus griechischem wie jüdischem Geist geboren war, obwohl Herodes ängstlich bemüht war wie auf jüdischem Boden überhaupt so hier besonders alles zu vermeiden, was die jüdischen Empfindungen zu verletzen schien; er gab sich auch wohl Mühe, seine Verstöße gegen jüdische Gesetze im Ausland als ihm durch die Not abgezwungen hinzustellen. Trotz allem gewann er das Volk nicht für sich, wie er selbst fühlte und erkannte. Mochten die Pharisäer zu Anfang dem Herodes wegen seiner feindlichen Haltung zu den saddukäisch Gerichteten nicht gerade ablehnend gegenübertreten, so war das je länger je mehr doch deutlich der Fall. Die Pharisäer aber beherrschten die Masse. Und diese wollte bis zuletzt von seiner Regierung, der sie doch so viel verdankte, nichts wissen. Schließlich ward Herodes auch des Werbens um der Pharisäer und der Juden Gunst überdrüssig. Er ließ den goldnen Adler oben am Tempel

anbringen, dem jüdischen Volk zum Hohn und Rom zu Ehren. Aus der Tatsache, daß das empörte Volk es wagte, diesen Adler herabzureißen, erhellt deutlich genug, daß Herodes sein Ziel nicht erreichte — nämlich Judäa durch die Wohltaten eines hellenistischen Regiments für die hellenistische Kultur zu gewinnen. Er setzte seine Arbeit an eine unmögliche Aufgabe und zeigt sich damit doch als ein kurzsichtiger Herrscher, der die Zeichen seiner Zeit nicht richtig deutete. Das Vorgehen des Antiochus IV. Epiphanes hatte eine Selbstbesinnung, eine Ermannung des Judentums zur Folge gehabt. Diese Anstöße wurden vor allem von den Pharisäern festgehalten und fortgebildet. Der Orient beginnt sich aus der Umarmung des Hellenismus zu lösen. Der Prozeß, der mit dem Islam abschließt, beginnt in den Makkabäerkämpfen, wird brennend schon unter Herodes. Man müßte sich wundern, daß ein so kluger Mann wie Herodes zwei so verschiedene geistige Welten durch die Mittel einer gewandten Politik miteinander zu verschmelzen, die Gegensätze auslöschen zu können meinte, wenn man in der Folge nicht bei noch viel größeren Politikern einem gleichen Wahnglauben, als ob man durch geschickt angewendete Mittel der Politik geistige Bewegungen zu leiten und zu meistern vermöchte, begegnete. — Hellenismus und Judaismus sind zueinander wie Feuer und Wasser. Eine Vereinigung war auf die Dauer kaum möglich. Es gelang dem griechischen Geist nicht, sich den Orient geistig zu erobern, die Rückströmung war stärker als seinerzeit die Einströmung. Das ist's, was des Herodes Regierung lehrt. —

11. Von Herodes' Tod bis zum Fall Jerusalems (4 v. Chr. bis 70 n. Chr.).

a) Die äußeren Verhältnisse.

Mit Herodes ging sein Reich und seine Macht zu Grabe. Denn wenn der Kaiser das Testament des Verstorbenen auch insofern ehrte, als er seine Söhne zwar nicht zu Königen, aber doch zu Ethnarchen machte, dem Archelaus die Verwaltung von Idumäa, Judäa, Samarien, dem Philippus die von Batanäa, Trachonitis, Auranitis, dem Antipas die von Galiläa und Peräa übertrug, so hatte das doch nicht viel zu bedeuten. Es kam vielmehr bald so, wie die leitenden Kreise in Jerusalem es wünschten, daß die Römer die Herrschaft unmittelbar in die Hand

nahmen und dem Synedrium nur die Leitung der inneren Angelegenheiten, und auch die nur in recht beschränktem Maße, überließen. Das galt wenigstens für das Reich des Archelaus, und das war doch der wichtigste Teil. Dieser Herodessohn verschwand nämlich bald von der Bildfläche. Er wurde 6 n. Chr. wegen seiner Mißwirtschaft nach Vienna in Gallien verbannt. Sein Gebiet kam zu der Provinz Syrien, erhielt aber einen eigenen Prokurator, der in Cäsarea residierte. Der Prokurator hob aus der Zahl der Eingeborenen Truppen aus und befehligte sie; er nahm, wenn auch durch Vermittlung jüdischer Behörden, die Steuern ein und verpachtete die Zölle. Er überließ zwar die richterlichen Funktionen dem Synedrium, hatte aber selbst das letzte Wort über Leben und Tod. Durch das ganze Land hin lagen seine Truppen an festen Plätzen, so daß die Hoffnung auf völlige Lösung vom römischen Joch schwerlich aufkommen konnte. Es scheint, daß man zunächst auch gar nicht daran dachte. Die Juden mußten zwar dem Kaiser den Eid schwören und für ihn zweimal täglich im Tempel opfern; im übrigen aber unterstand ihr Kult wohl der Kontrolle, aber auch dem Schutze Roms, das auf die jüdische Art weitgehende Rücksicht nahm. Wenn auch in der Antonia, der nördlich an den Tempelplatz grenzenden Burg, römische Truppen lagen, vermied man es doch in der Regel aus Schonung jüdischer Gefühle, Kaiserbilder nach Jerusalem zu bringen. —

Es hätte also, sollte man meinen, gehen müssen. Und es ging doch nicht. Die Zeiten waren anders geworden. Lebte man zur Zeit des Esra und Nehemia und weiterhin unter gänzlichem Verzicht auf politische Macht und Bedeutung nur dem Aufbau der Gemeinde, des Kultus, der Verwaltung, so war das jetzt anders. Die Makkabäerkämpfe, die Hasmonäerherrschaft lagen dazwischen. Ein selbständiges jüdisches Reich hatte sich gebildet und galt vielen als der Boden, auf dem sich die messianische Herrschaft erbauen sollte. Ein Aufgeben dieser neuerwachten messianischen Ideen und der Versuche, sie durchzuführen, war nicht mehr möglich. Dazu kam, daß die römische Herrschaft je nach der Verschiedenheit ihrer Vertreter auch sehr verschieden gehandhabt und empfunden wurde. Ein Mann wie Pilatus (26—36 n. Chr.) hat zuweilen mit bewußter Absicht die religiösen Gefühle der Juden verletzt, sie zu Aufruhr und Empörung gereizt, während sein Nachfolger Vitellius der jüdischen Eigenart mehr Verständnis und Duldung entgegenbrachte. Aber das Schiff

der jüdischen Gemeinde wurde mit unwiderstehlicher Gewalt in die Todesstrudel getrieben. Die Stellung der Pharisäer, die das Volk lange Zeit beherrschten, zeigte sich auf die Dauer als in sich widerspruchsvoll und als unhaltbar. Was half es, wenn sie von einem Reiche Gottes redeten, von einem neuen Äon unter der Friedensherrschaft des Messias und nicht Hand anlegten, dies Reich zu schaffen? Gewiß, dies Reich war auch ihnen nicht nur ein Reich äußerer Gewalt und Herrlichkeit, auch sie hofften auf ein Reich geistiger Güter und Gaben — aber dies alles doch auf dem Boden eines nationaljüdischen Staates! Und dieser Nationalstaat war unmöglich, solange Rom herrschte. Also nicht die Hände in den Schoß legen, sondern „das Reich Gottes herbeizwingen" lautete die Parole. Das bedeutete Kampf gegen Rom. Und die Herrschaft Roms zeigte sich nun in der Einrichtung des Zensus zu Zwecken der Steuererhebung immer mehr von der unangenehmsten Seite. So ward diese zuerst von Quirinius (7 v. Chr.) eingeführte „Schätzung" (Luk. 2, 1) Anlaß zu Erregung und zu Aufständen. Steuer ja, aber nicht an den Staat, sondern an den Tempel zur Vorbereitung für die Errichtung des jüdischen Gottesstaates! Es war die Partei der „Zeloten", zu deutsch der „Eiferer", die unter Führung des Galiläers Judas und eines früheren Pharisäers, Sadduk, auf dies Ziel losarbeitete. Ihre Lehre, ihr Glaube war der der Pharisäer, ihr Handeln das der Makkabäer. Nicht Herrschaft des Gesetzes, sondern Herrschaft Gottes und seines Messias, Freiheit des Volkes erstrebten sie. Sie zogen also nur die Konsequenzen der pharisäischen Lehre und es half nichts, wenn die Pharisäer sie von ihren Rockschößen abschütteln wollten, die Zeloten waren doch ihre geistigen Kinder und Erben. — Allerdings gab es einen Weg, der an einer Kollision mit Rom vorbeiführte und doch der Religion ihre Selbständigkeit und Weiterentwicklung ermöglichte — den Weg aber hatten die Führer des Volkes verschmäht: Johannes wurde von Herodes Antipas enthauptet, Jesus von Pilatus gekreuzigt. Und gerade sie hätten ihrem Volk Retter und Helfer sein können, Johannes mit seiner ernsten und strengen Bußpredigt und Jesus mit seiner in Gott wurzelnden, die Religion in voller Reine und Schlichtheit darstellenden, wegweisenden Persönlichkeit. Predigte Johannes Buße, innere Reue und Umkehr als Vorbedingung für die Verschonung bei dem unmittelbar bevorstehenden Gericht, glich er in seiner Art und Tätigkeit einem der alten Propheten, wie denn das Volk ihn für einen von diesen, etwa für den

Elias, hielt, so konnte ihn das Judentum vielleicht noch ertragen, wie ja auch Pharisäer zu seiner Taufe gekommen sein sollen. Er betonte zwar, daß die jüdische Geburt nicht die Seligkeit verbürge, hob aber den nationalen Charakter der Religion nicht auf. Dazu lebte er außerhalb des Volkslebens als Prediger in der Wüste! Er wirkte mehr abseits, mit ihm kam es nicht zu tagtäglichen Zusammenstößen. Anders war es mit Jesus. Der stand mitten im Volksleben, in ihm trat den Pharisäern eine neue Welt entgegen. Johannes war der alttestamentlichen Propheten einer und als solcher nur Vorläufer und Wegebereiter Jesu. Die Religion, die dieser handelnd und predigend verkündete, war schlechthin frei von jeglicher nationalen Beschränktheit und Färbung. Natürlich wandte er sich zunächst an die Juden, bei denen er lebte, aber gelegentliche Begegnungen mit Heiden zeigten ihm, daß seiner Lehre bei diesen der Acker wohlbereitet war. Die Worte des Johannes: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe" (Matth. 3, 2) wurden in seinem Munde von einem Drohwort zu einer Frohbotschaft: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist herbeigekommen; tut Buße und glaubt an das Evangelium" (Mr. 1, 15). Johannes sah vor allem das kommende Gericht, Jesus aber die nahende, ja schon vorhandene und wirkende Gnade, der jeder teilhaftig werden konnte, der nur seinen Sinn änderte und sein Herz von dem irdischen Tand ab-, den göttlichen Gütern zuwandte. Für diesen war das Reich Gottes ein Reich nicht äußerer Macht, sondern geistiger Gaben und Güter, ein Reich des Vaters der Barmherzigkeit, Liebe und Güte, der von seinem Geist an alle seine Kinder austeilt, die ihr Herz der göttlichen Begnadigung und Belobung öffnen. Ja, dies Reich, der von den Juden erwartete Äon ist schon da. In Jesus selbst, in jedem, der sich ihm folgend der göttlichen Gnade erschließt, offenbart es sich dem, der Augen hat zu sehen, Ohren zu hören. Natürlich findet man bei Jesus altprophetische Worte und Gedanken in Hülle und Fülle, natürlich sind mancherlei Wendungen seiner Reden, manche seiner Bilder und Gleichnisse auch im Munde der Schriftgelehrten und Pharisäer zu entdecken. Aber Jesus ist mehr als ein Prophet, ist etwas anderes als die pharisäisch geschulten Lehrer seiner Zeit. Das empfanden auch seine Hörer (vgl. Matth. 8, 28). In ihm haben sich die religiösen Erkenntnisse seiner Zeit wie in einem Brennspiegel gesammelt. Aber sie sind bei ihm nicht Erkenntnis ge-

blieben, sondern zu eigenem Leben geworden. Und das gerade, daß wir es hier mit einer genialen religiösen Persönlichkeit aus einem Guß zu tun haben, die in nie irrender Treffsicherheit das Tiefste und Geheimste der Religion erfaßte und als selbstverständliche, einfache Wahrheit mehr voraussetzte als lehrte, dies eben bewirkte, daß er den Pharisäer, der Pharisäer ihn nicht verstand. Mit all seinem religiös-theologischen Kleinkram erschien dieser ihm nicht nur als pedantisch, sondern auch als ärmlich, als Töter wahren religiösen Lebens, ja als Heuchler. Jesu redete Gott in seinem Herzen und durch sein Herz, den Pharisäern im Gesetz und durch dieses. Er gibt mehr „als was nur den Alten gesagt war". Sie aber kleben gerade an den Worten und Satzungen der Alten, und was sie etwa Neues bringen, ist ihnen nur Ausdeutung und Erweiterung des für ewig geltenden Alten. Ihnen, die nach altüberlieferter Weise Gott dienen wollten und dienten, mußte ein Mann, der den altoffenbarten Gotteswillen nicht achtete, als Feind ihrer Religion erscheinen. Gewiß war im Gesetz, in den Propheten, den Psalmen viel wahre religiöse Erkenntnis, und so hat auch die pharisäische Frömmigkeit, die doch auf diesem Boden erwachsen ist, viel Edles und Schönes hervorgebracht — aber die Pharisäer konnten nicht Großes und Kleines, nicht Äußeres und Inneres unterscheiden, ja das Kleinliche, Zeremonielle überwucherte die Edelpflanze der Religion und drohte sie zu ersticken. Den aber, der diese Wucherpflanze ablöste, hielt man nicht für einen Lebenserhalter und -erwecker, vielmehr für einen Zerstörer. Und er war es auch. Er zerstörte eben diese Wucherungen, und gerade in ihnen, d. h. in den nationalen, kultischen Dingen sah man wesentliche, wenn nicht die wesentlichsten Teile der Religion. Sein „Reich Gottes" hatte mit dem stark in nationalen Farben gehaltenen messianischen Weltreich der Pharisäer wenig genug gemein. Gott, sein Gott, ist ihm der Vater der Liebe und Barmherzigkeit. Wer nur zu ihm kommt mit aufrichtig reuigem Sinn, findet Gnade und Vergebung bei ihm. Hier kommt's nicht auf Abstammung und Beschneidung, nicht auf Opfer und Abgabe, nicht auf Priestervermittlung und rechtes Bekenntnis an, sondern allein auf die rechte Stellung des Herzens zu Gott. „Wer reines Herzens ist, wird Gott schauen" (Matth. 5, 8). Dieser Gott ist weit jenseits jeder menschlichen Berechnung. Er kann Gutes und Böses senden, alles kommt von ihm, so soll man alles als von ihm geschickt in Glauben und Demut entgegennehmen. Nicht nach dem Erfolg, nach dem

äußeren Ergehen darf man sich richten, nicht daraus das Urteil Gottes über eines Menschen Frömmigkeit ablesen wollen, wie es die gemeine von den Pharisäern aufgetischte Theologie nur zu gerne tat, sondern auch in den Gethsemanestunden die gute Hand des lieben Vaters halten und küssen. Jesus hat seinen Glauben ans Kreuz getragen und mit ihm den Tod und seine Feinde, die pharisäisch geleiteten Juden, überwunden. Diese konnten mit ihm keinen Frieden schließen, ohne sich selbst aufzugeben. In seinem „Reich Gottes", wo die Gnade Gottes mit ihrem Reichtum alle wahren Verehrer Gottes zu einem geistigen Reiche, zu einem neuen Bunde zusammenbindet, hat der jüdische Messias, als der König dieses Reiches, haben die fleischlichen Hoffnungen der Juden auf besondere Bevorzugung, auf Weltherrschaft keinen Raum. War Jesus im Recht, so mußte der Weg, den der jüdische Gemeindeglaube seit Esra eingeschlagen hatte, ein Irrweg sein. Unmöglich für die Pharisäer und ihren Anhang, das zu glauben. Dann gaben sie sich selbst auf und begruben ihre liebsten Gedanken. Und doch bot die Weise Jesu zunächst die einzige Möglichkeit, einem Zusammenstoß mit Rom aus dem Wege zu gehen. Eine so auf das rein Menschliche gestellte Religion, wie Jesus sie lebte und lehrte, konnte in der Tat eine Vermählung von Okzident und Orient zustande bringen. Sie ist denn ja auch die größte Gabe gewesen, die der Osten dem Westen übergeben, die der Westen übernommen und in seiner Weise geistig verarbeitet und bereichert hat. — Jesus wurde vom jüdischen Volk getötet. Es sprach damit das Gericht über sich selbst aus und lieferte sich der Weltmacht ans Messer. Denn der Gegensatz zu Jesus und Paulus führte zu einer nur um so stärkeren Betonung des Nationalen und Zeremoniellen. Und gerade dadurch ward das Judentum zu einer überlebten Größe, über die dann die Geschichte zur Tagesordnung überging. Es mußte zum Zusammenstoß mit der Weltmacht kommen, sobald man mit den Hoffnungen der Pharisäer Ernst machte, sie praktisch durchzusetzen versuchte. Und dieser Zusammenstoß mußte mit der Vernichtung des jüdischen Staatswesens enden, weil es sich für fleischliche, nationale Ziele einsetzte und von Gott die Erfüllung dieser Ziele erwartete und verlangte. Gott aber überließ diese politische wie religiöse Mißbildung dem Gericht Roms, um dem, der da sehen konnte, zu zeigen, daß er sich nicht an das überlebte Gebilde einer Nationalreligion gebunden halte.

b) Die letzten Tage.

Die Mißwirtschaft der römischen Prokuratoren tat das Ihrige, um den Stein ins Rollen zu bringen. Denn nach dem Tode des Herodes Agrippa (44 n. Chr.), des Enkels von Herodes und Mariamne, dem durch die Zuneigung der Kaiser Caligula und Claudius neben dem Gebiet des Philippus und Herodes Antipas schließlich auch noch die Herrschaft des Archelaus über Samarien und Judäa zugefallen war, kam ganz Palästina unter die Verwaltung und Mißhandlung der römischen Prokuratoren. Die Ruhe war nunmehr ganz dahin, die Spannung wuchs. Die Zeloten gewannen an Einfluß und Macht. Der religiöse Gegensatz ward zu einem nationalen. In diesem mußten die Juden unterliegen, wenn es auch zuerst nicht so schien. Der Kampf entzündete sich in Cäsarea, der Residenz der Prokuratoren, wo die Juden ihre Gleichberechtigung mit den Griechen verlangten, aber nicht erreichten. Schließlich, da auch Nero ihre Beschwerde führenden Gesandten mit Hohn entließ, gab es kein Halten mehr. Mit ihren Gesetzbüchern verließen sie Cäsarea. In Jerusalem, wo Florus, der Statthalter (64—66), Hand an den Tempelschatz gelegt hatte, kam es schon im Jahre 66 zum Straßenkampf, der mit einem Rückzuge des Florus endete. Da schritt man weiter auf der verhängnisvollen Bahn. Der Antrag des Zelotenführers Eleazar, daß fortan für einen Nichtjuden nicht mehr geopfert werden dürfte, wurde trotz des Protestes der Hohenpriester und Pharisäer angenommen. Das bedeutete eine Absage an den Kaiser, dem gegenüber man mit dem Opfer für ihn auch die Huldigung vor ihm einstellte, bedeutete eine vollkommene Lösung vom römischen Weltreich. Und Rom verstand die Absage und handelte danach.

Es holte zum vernichtenden Schlage aus. Im Auftrage Neros unterwarf Vespasianus Galiläa; darnach, als Vespasian Kaiser geworden war, eroberte sein Sohn Titus Jerusalem. Es mußte so kommen. Denn wie konnte Judäa Rom widerstehen, selbst wenn alles vorbereitet, alles einig gewesen wäre! Aber das war nicht der Fall. Die Parteien bekämpften sich angesichts des Feindes selbst bis aufs Blut. Die Parteiführer suchten das Ihre und nicht das des Volkes. Der Glaubenssatz, den man wie zu Zeiten des Jeremia betonte, daß Gott seine Stadt, seinen Tempel nicht in die Hände der Heiden fallen lassen könnte, trog und mußte trügen. Wer so sprach, kannte Gott nicht. Hier wie zu Zeiten Jeremiä war es die Hand gerade des Gottes,

von dem man Rettung aus den Römerkrallen erwartete, die Stadt und Volk zu Boden schlug. Es galt seine Sprache zu verstehen. Das war wohl möglich. Denn wie damals hatte auch jetzt ein großer Prophet schon zuvor den Willen Gottes mit seinem Volk erkannt und ausgesprochen — Jesus von Nazareth. Aber Juda beherzigte seine Worte nicht. Seine Jünger verlassen Jerusalem vor dem Fall. Sie scheiden ihr Geschick von dem ihres Volkes. Jesu Gemeinde geht einer großen und reichen Geistesgeschichte entgegen — das Judentum selbst aber hört von nun an auf, weiterhin ein Faktor der geistigen Kultur der Menschheit zu sein.

12. Schluß.

a) Das palästinensische Judentum.

Die heilige Stadt war vernichtet, der jüdische Staat dahin. Aber nicht das jüdische Volk. Noch lebten viele in der Diaspora und erhielten sich trotz wiederholter Judenverfolgung. Die jüdische Religion blieb im römischen Reich erhalten. Selbst in Judäa vegetierten noch einige jüdische Kolonien. Zwar Jerusalem war verloren. Hier lag die zehnte Legion. Sie bebaute das Land als in eigenem Besitz. Die Tempelsteuer, eigentlich nach der Zerstörung des Tempels hinfällig, mußte weiter erhoben und an den Tempel des Jupiter Capitolinus entrichtet werden. Das war demütigend, ja auf die Dauer unerträglich. Und es zeigte sich, daß auch die Katastrophe des Jahres 70 den Juden noch nicht den Trotz gebrochen, ihre nationalen Hoffnungen nicht zerstört hatte. Schon unter Trajan war die Diaspora außerhalb Palästinas in Aufstand getreten. Als nun gar Hadrian die Beschneidung als eine Art von Kastration verbot und Jerusalem unter den Namen Älia Capitolina wieder aufzubauen und mit einem Tempel des Zeus an der Stelle des Jahwehauses zu schmücken begann, flammte der unter den Kohlen glimmende Funke noch einmal zu mächtiger Lohe auf. Es erschien ein Mann mit Namen Simon bar Koziba, angeblich aus Davids Geschlecht. Er war, so hieß es jetzt allgemein, der Messias. Einmütig scharte sich die ganze Judenschaft um diesen auch von ihren gelehrten Autoritäten anerkannten Mann, den man durch die kleine Änderung seines Namens „bar Koziba" zu „bar Kokba", d. h. „Sternensohn" als den nach 4. Mos. 24, 17 erwarteten Stern aus Davids Stamm, d. h. als den Messias be-

zeichnete. Aber auch in diesem erbitterten Kampfe mußte das Judenvolk unterliegen, mochte es sich selbst an drei Jahre mit großer Zähigkeit und Tapferkeit verteidigen. Bar Kokba wurde getötet, sein Volk in die Sklaverei verkauft, Jerusalem zu einer völlig heidnischen Stadt mit dem Namen Aelia Capitolina gemacht, von der alle Juden ferngehalten wurden. Anstatt Jahwes residierte jetzt der Jupiter Capitolinus auf dem Tempelberge.

Trotz allem blieb das jüdische Volk am Leben! Und daß es sich weiter erhielt, verdankt es zum meisten den Pharisäern. Jetzt erst war ihre Zeit so recht gekommen. Die Sadduk äer, die für den jüdischen Staat innerhalb des römischen Weltreiches einen modus vivendi finden wollten, verschwanden mit diesem Staate selbst, von den Essäern hört man kaum noch etwas. Ihre vielfach dem Gesetz fremden asketischen Neigungen, ihre mystisch-apokalyptischen Ideen widersprachen dem, was die geistigen Führer als göttlich und nötig erkannten. Und diese waren Pharisäer. Sie hatten sich bis zuletzt gegen den Aufstand ausgesprochen, nicht weil nicht auch sie auf den jüdischen Messias und sein Reich gehofft hätten. Aber Gott selbst und er allein sollte das alles bringen; daß Menschen mit ihrer Gewalt und ihrem Drängen die neue Zeit heraufführen könnten, war gegen ihre Meinung. Und die Ereignisse hatten ihnen recht gegeben. So wandte sich, was von Juden noch übrig war, ihnen zu. Sie hausten von nun an vornehmlich in dem Örtchen Jamnia unweit Joppe in der Nähe des Mittelmeeres. Ihr anerkanntes Haupt war Jochanan b. Saccaj. Er gründete eine Schule in Jabne und trug gerade dadurch viel zu der Erhaltung des Judentums bei. Was die großen Lehrer Hillel und Schammaj (zur Zeit Herodes' I.) u. a. gelehrt, was die vielerwähnten Schulen Hillels und Schammajs weitergeführt hatten, das nahmen er und seine Schüler Eliezer ben Hyrcanus, Jehoschua ben Chananja, Simon b. Nathanael u. a. m. auf und verarbeiteten es. Noch hörten sie allerdings auch auf eigene Offenbarungen, noch pflegten sie „Schauungen" und liebten „Weisheitsspekulationen", aber der Hauptton lag bei ihnen schon mehr wie zuvor auf dem, was die Alten gesagt. Und diesen Männern, vornehmlich aber wohl dem besonders angesehenen Nachfolger des Jochanan, Gamliel II. (90—110 n. Chr.) ist die endgültige Abgrenzung des alttestamentlichen Kanons zuzuschreiben. War bis dahin in bezug auf manche Schriften noch ein Schwanken, eine gewisse Unklarheit zu bemerken gewesen, so hört das jetzt auf. Der Prediger Salomos,

das Buch Esther, bisher noch von manchen angefochten, auch sie „verunreinigen die Hände", d. h. sie sind heilige Bücher, nach deren Gebrauch man die Hände waschen muß, bevor man sie wieder zu profanen Zwecken gebraucht. Konnte man das Buch Daniel nicht mehr ausschließen — es hatte sich zu großes Ansehen errungen —, so warf man vor anderen Apokalypsen entschlossen die Türe zu. Sie hatten doch Hoffnungen erregt, schwärmerische Bewegungen hervorgerufen, die nicht von Gott gewirkt und gewollt waren, wie die traurige Geschichte der heiligen Stadt und des heiligen Volkes von 70 an zeigte. Also fort mit den „Schauungen" und „Offenbarungen". Nur was die heilige Schrift (vor allem das Gesetz) bot oder was die alten Lehrer, die ihrerseits ja nur eine Ausdeutung heiliger Schrift zu geben vermeinten, gelehrt und festgestellt hatten, sollte fortan Geltung haben. Wer noch weiter sich „Mysterien" hingibt, auf den Geist verläßt, gehört zu den „Minim", den Ketzern, von denen man jetzt zum ersten Male hört. Diese Entwicklung war erklärlich, aber auch gefährlich. Nicht nur, daß damit der endgültige Schnitt zwischen den Pharisäern und ihren Anhängern auf der einen und den Bekennern der Jesusreligion auf der anderen Seite gemacht wurde: einer Weiterentwicklung der Religion war damit ein für allemal der Weg verlegt. Sie ist Vergangenheitsgröße und damit ein Petrefakt. Und diesen Eindruck hat man nun auch von den jüdischen Gemeinden, die ja jetzt alle Diasporagemeinden sind, auch die in Judäa seit der Zerstörung von Tempel und Kultus.

Die Römer legten der Ausübung der jüdischen Religion, soweit sie ohne Tempel und Kultus statthaben konnte, nichts in den Weg. Auch das Verbot der Beschneidung wurde aufgehoben. Mit dem Tempel war das Tempelamt beseitigt. Dadurch wurde die von den Pharisäern oft recht bitter und störend empfundene Konkurrenz des Priestertums beseitigt. Nun hatten sie allein das Feld. Und sie machten sich eifrig ans Werk, es zu bebauen. Es genügte doch nicht, den Kanon heiliger Schriften abzugrenzen, genügte nicht, an Stelle der vielfach gegen das Judentum benützten griechischen Übersetzung der „Septuaginta" die bis zur Sinnlosigkeit wortgetreue Übertragung des Aquila zu setzen. Die Schrift selbst war vieldeutig, die überlieferten Auslegungen der Lehrer gingen stark auseinander. Da galt es zu sichten und zu ordnen, galt es einen „Zaun um das Gesetz" zu machen, daß die Gemeinde durch die bestimmte Gesetzauslegung in

Schranken gehalten wurde. So sammelte man die Worte früherer Lehrer und wertete sie kritisch. Und aus diesen Sammlungen ist dann das große Werk der Mischna entstanden, das auf Juda I. (um 200) zurückgeführt wird. Er ist aber nur der letzte Redaktor. Vor ihm schon haben Akiba und Mëir (120—150), sagt man, Worte der Alten zusammengestellt. Das Werk blieb keine Privatarbeit, es setzte sich allgemein durch, bekam eine Art offizieller Geltung. War es schon Jochanan und seinen Nachfolgern in Jabne gelungen, sich unter Billigung der Römer, denen es natürlich bequem war, eine Art Landesbehörde zu haben, an die man sich halten konnte, eine gewisse Oberstellung zu erringen, so traf das in höherem Maße bei Juda I. zu. Er hauste nicht mehr in Judäa. Infolge der hadrianischen Kämpfe hatte das palästinensische Judentum seinen Hauptsitz nach Galiläa verlegt. Hier lebte Juda I. zu Saphoris in behaglichen Verhältnissen. Er war der „Nasi", der „Ethnarch", der „Patriarch", der einem Bischof gleich mit fast monarchischer Gewalt bekleidet war. Doch war es mehr eine konstitutionelle Monarchie. Der Patriarch hatte neben sich ein vornehmlich aus Gelehrten zusammengesetztes Synedrium, das er in Gemeinschaft mit dem „Vater des Synedriums", dem zweiten und dem „Weisen", dem dritten Vorsitzenden leitete. Aber der überragenden Persönlichkeit Judas des „Heiligen" ist es zu danken, daß der Patriarch mehr und mehr alles in seiner Hand vereinigte. Er ernannte die Rabbiner und ordinierte sie. Er bestellte die Richter und überwachte die weltliche Leitung. Er bestimmte — was früher die Rabbiner gemeinsam getan — das Jahr, das als Mondjahr immer wieder mit dem Sonnenjahr durch Einschaltungen in Einklang zu bringen war. Er wies durch Abschluß der Mischna dem geistigen Leben des Judentums die Wege. — Das ängstliche Sichbinden an Schrift und Mischna hat zur Folge, daß das religiöse Leben des Juden in den Formen der Religion festgehalten wurde, die frühere Zeiten geprägt hatten. Gewiß hoffte man auch jetzt noch auf eine Zukunft. Wenn die alten Ordnungen des Tempels, der Feste, der Opfer usw. genau schriftlich festgelegt wurden, so geschah das natürlich nicht aus wissenschaftlichem Interesse. Vielmehr: wenn der Tag der Erlösung schlug, dann würde der Tempel genau nach seinen alten Maßen gebaut, das Fest genau nach alter Weise gefeiert, das Opfer so, wie es bis zum Untergang des Altars geschehen, dargebracht werden. Es steht also auch hier die messianische Hoffnung im Hintergrund.

Nur daß man die Heraufführung dieser Zeit Jahwe allein überläßt. Das Einzige, was der Jude dazu tun kann, ist, sein Leben ängstlich nach Gottes alten Geboten einzurichten und so durch Bildung einer gottwohlgefälligen Gemeinde die notwendige Voraussetzung für die Herbeiführung des ersehnten Gottesreiches zu schaffen. Damit sind alle apokalyptischen Schwärmereien abgetan. Und wo sich im weiteren Verlauf der Drang der Seele nach Vereinigung mit Gott in der Weise mystischer Hingabe und Verzückung äußert, da hat das offizielle Judentum ihm selbst zum Schaden dagegen Front gemacht. — Auf diese Weise war die Möglichkeit, friedlich mit dem römischen Staat auszukommen, gegeben, da die gewaltsamen Zusammenstöße gerade aus der jetzt abgelehnten apokalyptischen Schwärmerei erwachsen waren. Und man machte von dieser Möglichkeit Gebrauch. Juda selbst gab davon ein Beispiel. Er stellte sich den römischen höheren Beamten nicht bloß in seinen Ansprüchen gleich. Er verkehrte mit ihnen wie einer der Ihren. Er und viele Rabbiner nach ihm verschmähten es, sich gleich ihren Vorgängern zur Zeit Jesu mühsam durch Ausübung eines Handwerks zu ernähren. Viel lohnender war doch der weltumspannende Handel. Sie beteiligten sich an ihm und hatten dadurch ein lebhaftes Interesse an dem weiteren Bestand des römischen Reiches und seiner Ordnungen. Wo es irgend anging, suchte man mit der heidnischen Umwelt auszukommen. Die Märtyrerfreudigkeit der früheren Tage verschwindet allmählich. Man darf in Tagen der Bedrückung über die Verleugnung mancher gesetzlichen Bestimmung hinwegsehen, wenn es sich nicht gerade um Abgötterei, Mord oder Unzucht handelt. — Was der Großvater begonnen, führte der Enkel, Juda II., weiter. In Tiberias, wohin er seinen Wohnsitz verlegte, lebte er wie ein Römer in königlicher Pracht. Eine Leibwache schützte ihn, gotische Sklaven bedienten ihn, reiche Ländereien in der Gaulanitis ernährten ihn. Sein Haus nicht nur, auch die Synagogen, die in seiner Zeit erbaut wurden, waren im Stil römischer Bauten gehalten, mit mancherlei Wandschmuck bekleidet, wie ihn die strengen Juden zur Zeit Herodes' I. auf das stärkste verabscheut hatten. Hand in Hand damit ging die Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur. Es ist kein Wunder, daß darüber rabbinische Forschung und Gelehrsamkeit vernachlässigt wurde. Aber es erstand ihr eine neue Stätte: in Babylonien nahmen sich die Juden mit besonderem Eifer der jüdischen Studien an. In Sura und Pumbadita daselbst entstanden Schulen, die

bald die paläſtinenſiſche überſtrahlten und beiſeite drängten. Als nun das Patriarchat in Tiberias gar das für das ganze Judentum geltende Recht der Kalenderregulierung gegen eine feſte, noch heute bei den Juden gebräuchliche Kalenderordnung fahren ließ und als die Judenſchaft unter der Herrſchaft der byzantiniſchen Kirche in Paläſtina hart verfolgt wurde, ſchrumpfte die Zahl der Juden hierſelbſt und ihre Bedeutung zu einem Nichts zuſammen.

Das geiſtige Leben der Juden im heiligen Lande, ſoweit von einem ſolchen überhaupt noch die Rede ſein kann, erhielt ſeine Nahrung von dem, was die babyloniſchen Juden ihm zuführten. Dieſe nämlich gingen nun über die Miſchna, über die Sammlung und Sichtung der Worte älterer Lehrer hinaus. Sie wollten nicht bloß die Überlieferung weitergeben, ſondern das Überlieferte kritiſch durchforſchen, erläutern und durch die Künſte der Dialektik harmoniſieren; ſie wollten für alle möglichen Fälle des Lebens die paſſenden Beſtimmungen aus dem Geſetz herausſpinnen und feſtlegen. Aus einer ſolchen Arbeit entſtand der babyloniſche Talmud, der ſich bald bei den Juden der ganzen Welt ein ſo großes Anſehen erwarb, daß ſogar die Bibel und die Miſchna hinter ihm zurücktrat. Und das war verhängnisvoll. Die Quellen des Lebens, wie ſie im Alten Teſtament, namentlich in den prophetiſchen Schriften rauſchten, wurden mehr und mehr verſtopft. Und der Erſatz war nicht gut. Denn von dem babyloniſchen Boden, auf dem ſeit alters das Unkraut der Magie und Aſtrologie ſo üppig wucherte, ward ſo manche Pflanze auf jüdiſche Erde verpflanzt und gedieh dort auf das kräftigſte. Wo der Glaube verdorrt, ſprießt der Aberglaube kräftig hervor. Viele Stücke primitiver Religion, die Iſraels Propheten und Fromme längſt abgeſtoßen hatten, ſtrömten ſo auf dem Umwege über Babel wieder in den jüdiſchen Gemeindeglauben ein. Der babyloniſche Talmud, wie er zwiſchen 500—600 hergeſtellt ward, beſtimmt demnach die weitere Entwicklung des Judentums oder verhinderte ſie vielmehr. Mag er auch einem Sprechſaal mit 1000 Stimmen verglichen werden können: die Stimmen gehen alle aus einer Melodie, die Sprecher ſind alle durch die gleiche beſchränkte Richtung ihres Geiſtes beſtimmt. Der paläſtinenſiſche Talmud iſt nur ein geringerer Abklatſch des babyloniſchen und hat ſich auch nirgends durchzuſetzen vermocht. In Paläſtina ſchwand eben das Judentum unter dem Druck der Verhältniſſe dahin. Auch die Kenntnis des Hebräiſchen, die Fähigkeit, das Alte Teſtament zu leſen und zu verſtehen, begann abzunehmen.

Das zeigt die Vokalisation. Die hebräische Schrift gab nur die Konsonanten wieder. Da konnte nur jemand das Alte Testament lesen, der hebräisch verstand. Außerdem ist ein Text ohne Vokale immer mehr oder weniger vieldeutig, vor allem in den semitischen Sprachen, wo die Vokale nicht eigentlich zum Körper des Wortes gehören, wie in den indogermanischen. Läßt schon für uns eine Buchstabengruppe wie Wrt verschiedene Lesungen zu (Wart, Wert, Wirt, Wort), so daß die richtige bei vokalloser Schreibung nur von einem des Deutschen Kundigen aus dem Zusammenhang erschlossen werden kann, so gilt das in viel höherem Maße vom Hebräischen. Da kann »dbr« gelesen werden: dābār = Wort, dibber: er hat geredet, dober redend, »dobĕr« = Trift u. a. m. Es mußte demnach eine Vokalbezeichnung gefunden werden, die eine Lesung des Textes auch dem ermöglichte, der nur die hebräischen Buchstaben und Zeichen, nicht aber die Sprache kannte. Das leistet nun die Vokalisation. Sie hält die in den Synagogen jener Zeit gebräuchliche, von alters überlieferte Aussprache fest und ist damit von großem Werte. Die Vokalzeichen, die man über und unter den Konsonanten anbrachte — zwischen sie zu schreiben wagte man bei den „heiligen" Schriften nicht —, bieten uns also einen alten außerordentlich wertvollen Kommentar zum Alten Testament. So haben die Rabbiner gedeutet und gelesen. Daß man in vielen Fällen anders lesen und erklären wird, liegt auf der Hand. Aber das tut dem Wert dieser großen und entsagungsvollen Arbeit keinen Eintrag. Diese Arbeit aber ist das Letzte, was wir dem palästinensischen Judentum verdanken.

b) Das babylonische Judentum.

Hiermit hatte sich die Kraft des palästinensischen Judentums erschöpft. An seiner Stelle tritt von nun an das babylonische Judentum bestimmend hervor. Mögen die Anfänge der in Babel blühenden jüdischen Gemeinden auf die in Babel verbliebenen Juden zur Zeit des Cyrus zurückgehen, mögen sie erst später entstanden sein: zur Zeit der Römerherrschaft saßen hier jedenfalls kräftige und wehrhafte Judenkolonien. Der Kaiser Trajan hatte das unangenehm zu erfahren. Bei seinem Versuch, das Partherreich zu unterwerfen, traten ihm die sich unter einem Oberhaupt, einem „Fürsten der Verbannung" (Ro'ch-ha-Gola) zusammenschließenden Juden feindlich entgegen, und es bedurfte eines heftigen Kampfes, bis es ihm gelang, die von diesen zähe

verteidigte Stadt Nisibis zu nehmen und den Fürsten von Adiabene, dessen Vorfahren schon zum Judentum übergetreten waren, zu unterwerfen. Mit dem Abnehmen der römischen Macht und dem Erstarken des Sassanidenreiches in Vorderasien ergibt sich von selbst ein Zurücktreten der jüdischen Gemeinden des Römerreiches in Syrien gegenüber den Juden, die in Babylonien als Untertanen der Sassaniden saßen. Schon äußerlich waren diese Gemeinden bedeutender als die im Heimatlande. Man lebte da kaum noch in der „Diaspora", sondern hatte ganze zusammenhängende Gebiete in Besitz und Kultur, so daß diese geradezu „Land Israel" heißen konnten. Bedeutende Städte waren rein jüdisch. Man wird sich die Verhältnisse etwa so vorstellen müssen, wie sie in den jüdischen Teilen des russischen Polens vor dem Kriege lagen, wo doch auch zusammenhängende Gebiete, große Städte ganz oder fast ganz jüdisch waren. Und wie diese Hebräer, so hielten auch die babylonischen Juden streng auf die Reinheit ihres Blutes, auf die strenge Absonderung gegenüber den Heiden. Es waren blühende Gemeinwesen, die hier in dem fruchtbaren Zweistromlande erwuchsen. Handel und Wandel, Schiffahrt und Ackerbau brachten so manchem jüdischen Manne Reichtum und Ehre ein. Die Perser aber, die von den Juden Kopf- und Grundsteuer nahmen, sahen in dem Blühen ihrer Ansiedlungen ihren eigenen Vorteil, ließen demnach die Juden im übrigen gewähren, so daß sie ihre Angelegenheiten wohl oder übel selbst besorgten. Sie wählten sich einen eigenen „Fürsten", der mit fast souveräner Gewalt bekleidet war und bei der persischen Obrigkeit in so hohem Ansehen stand, daß er zu den persischen Würdenträgern gehörte. Als Jude von Geblüt — ja wohl gar, wie man vorgab, davidischer Abkunft — kümmerte er sich nicht bloß um die weltlichen, sondern auch um die geistlichen Angelegenheiten der ihm Unterstellten, oft in einer drückenden und tyrannischen Art. Er maßte sich an, Schulhäupter ein- und abzusetzen, und als nach dem Ersterben der palästinensisch-jüdischen Schulen die jüdische Gelehrsamkeit in Babylonien immer mehr erstarkte und erblühte und also Ansehen und Bedeutung gewann, griff er auch nach der Krone der geistlichen Herrschaft. Jedenfalls hielt er es für geboten, an den Schulvorträgen zu Sura in der Woche vor dem Hauptfest in eigener Person teilzunehmen. Es war R. Abba Areka (ca. 247 n. Chr.), kurz Rab, der die Schule zu Sura begründete und zu hoher Blüte emporführte. Er brachte aus Palästina die Mischna nach Babylonien und eröffnete vor

einer großen Zahl von Schülern (es sollen zuzeiten an 1200 gewesen sein) seine Lehrvorträge und Kurse, die immer zwei Monate währten und vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein dauerten. Rab gehört schon zu den „Amoräern", die man von den „Tannäern", den Begründern der Mischna, zu unterscheiden pflegt. Sie sind die Schöpfer der „Gemara", d. h. der Ausdeutung und Erweiterung der Mischna, mit der diese dann unter dem Namen Talmud zusammengefaßt und bekannt ist. Die Ansichten der verschiedenen Rabbiner in der Mischna werden in der Gemara geprüft, bestätigt, miteinander ausgeglichen, erklärt und erweitert. Das Gesetzesstudium schwillt immer mehr an. Der Gelehrte ist eben nur Gesetzesgelehrter. Wissenschaft ist Talmudkenntnis. Die ständige Beschäftigung mit diesen Dingen schärft die Gedächtniskraft, schult in der Fähigkeit scharfsinnigen, ja überscharfsinnigen Spürens und Forschens, bestärkt aber auch die dem Juden eigene ungesunde Sucht zum Disputieren, zur sophistischen Klügelei, der es nicht so sehr um die Erkenntnis der Wahrheit, wie um das Rechthaben zu tun ist. Die Bindung der nachwachsenden Geschlechter an die doch enge Gedankenwelt der jüdischen Gelehrten um 500 hat natürlich viele Geisteskräfte niedergehalten, die begabte Juden sich selbst, ihrem Volk, der Menschheit zum Nutzen ohne diese Bindung hätten entfalten können. Das geistreiche Spiel mit den Dingen und Worten, der Mangel an Sinn für das Einfache und Natürliche, das Überwuchern des ätzenden Witzes, das vollkommene Fehlen des warmen Humors, so bezeichnend für die jüdische Art — alles dies dürfte wohl eine Folgeerscheinung der talmudischen Erziehung sein.

Und einer, der zu diesem Talmud besonders viel beitrug, war nun der genannte Rab in Sura. Er erfreute sich eines so großen Ansehens, daß man ihm in religionsgeschichtlichen Fragen über Erlaubtes und Verbotenes eine autoritative Stellung beilegte und ihm gar ein Bestreiten der in der Mischna festgelegten Meinungen zubilligte. Im übrigen scheint er eine religiöse, eine sittlich ernste Persönlichkeit gewesen zu sein. Mit strenger Hand griff er in die Verwilderung des sittlichen Lebens, vornehmlich auf dem Gebiete der Ehre, ein und wußte seinen Verordnungen durch strengen Kirchenbann und öffentliche Bekanntmachung der Gebannten Nachdruck zu verleihen. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Ritualgesetz und lehnte jegliche Zuneigung zu persischen Sitten wie zu heidnischer Wissenschaft auf das schärfste ab. „Wer auch nur eine einzige Sache von den Magiern lernt, ist des

Todes wert," lautet sein strenges Urteil. Und er kam damit doch der Stimmung bei der Mehrzahl seiner jüdischen Zeitgenossen entgegen. Wenigstens trat wohl gerade darum sein Zeitgenosse Mar Samuel (ca. 254 n. Chr.), der Lehrer der zweiten großen Schule, der zu Nehardea, etwas hinter ihm zurück. Wohl hat auch er manche Bestimmung für den Talmud beigesteuert — vornehmlich auf dem Gebiete des Zivilrechtes —, daneben aber trieb er auch Astronomie und Arzneikunde und war hierin gewiß der Schüler der babylonisch-persischen Magier. Auch stand er freundlicher zu dem persischen Staat und den persischen Sitten. Und das hatte seinen guten Grund. Eine Reaktion des Parsismus gegenüber aller griechischen Kultur und Wissenschaft hatte eine schwere Verfolgung der in Nisibis und Edessa blühenden Christengemeinden zur Folge, die besondere Vermittler der griechischen Wissenschaft und Kultur waren. Fortan sollten nur mehr die Gesetze des Zoroaster, sollte nur die altpersische Feuer- und Lichtreligion gelten. Diese Strömung drohte auch den Juden gefährlich zu werden. Auch ihnen galt das Verbot, an dem persischen Lichtfeste Licht zu brennen. Auch ihnen stürmte man in die Häuser, löschte die Feuer am Herde, entfernte die Kohlen. Man trieb sie aus den Staatsämtern und entzog ihnen das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit. Hier aber zeigte sich der Unterschied des Judentums von der Kirche. Märtyrer wie zur Zeit der Makkabäer erstanden ihm nicht mehr. Das Heldentum der Blutzeugenschaft, ein Ehrentitel der alten Christenheit, der so manches Dunkle in ihr zu decken vermag, finden wir in der Judenschaft nicht mehr. Es galt bei ihr für wichtiger, sich zu beugen, bis das Wetter vorüber war. Aus dieser Lage, aus dieser Gesinnung heraus ist das vielzitierte Wort des Mar Samuel entstanden und zu verstehen: „Landesgesetz ist gültiges Gesetz", d. h. der Jude hat das Gesetz auch eines judenfremden oder -feindlichen Staates anzuerkennen. Diese Weisung, die auch in den Talmud überging, steht in schroffem Gegensatz zu älteren Talmudforderungen, die fremde, heidnische Gesetze für tyrannische, auf Willkür beruhende Bestimmungen erklären und ihre Umgehung erlauben und wünschen. Es liegt nun aber nicht so, daß das jüngere Gesetz das ältere aufhöbe. Vielmehr, wo es die Not der Zeit erheischt, setzt man sich über die alten Forderungen hinweg, und scheint so ein guter und loyaler Untertan des Staates zu sein, dessen Bestimmungen man als giltig anerkennt und behandelt. Auf diese Weise suchte und fand man Duldung von

seiten der heidnischen Obrigkeit. Wo es aber anging, kehrte man doch zu den eigenen jüdischen Bestimmungen zurück.

Es gelang den Juden auch im ganzen, unter persischer Oberhoheit im Frieden weiter zu wohnen und zu gedeihen. Das Gesetzesstudium nahm immer mehr in Babylonien zu und wirkte hebend auf den geistigen und sittlichen Stand der jüdischen Gemeinden in Stadt und Land. Es galt als größte Ehre, wenn jemand ein Gelehrter d. h. Kenner des Gesetzes genannt wurde. So traten denn die Rabbiner, die Gelehrten, immer mehr an die Spitze der jüdischen Kolonien. Ihnen flossen die vom Gesetz für die Priester festgesetzten Gebühren zu. Sie hatten großen Einfluß auf das geistige Leben der Juden. Denn dies wurde ganz von den Gesetzen und Geboten umspannt und beherrscht. Die Rabbiner aber kannten alle diese 613 Gebote und Verbote und wachten mit Strenge über ihrer Innehaltung.

Unter diesen Rabbinern wird nun R. Huna als besonders hervorragend genannt. Er war Nachfolger des Rab in Sura und im Grunde auch des Mar Samuel, da die Schule in Nehardea in den politischen Wirren jener Zeit länger kein Schulhaupt besaß. Er machte das babylonische Judentum endgültig unabhängig von der geistigen Herrschaft der Palästinenser, indem er sagte, „wir betrachten uns in Babylonien ganz wie im heiligen Lande". Nur im Tode wollte er nicht in Babylonien sein, sondern verordnete seine Beisetzung im heiligen Lande. Diese von da an sich immer mehr durchsetzende Sitte, die das heilige Land zum großen Friedhof des Judenvolkes machte, beruht auf dem Glauben, daß ein dort Schlafender sicher an der Auferstehung und an dem messianischen Reich teilhätte. Vor allem wurde und wird das Tal Josaphat zwischen Tempel- und Ölberg in Jerusalem gern als Begräbnisstätte gewählt, weil die Auferweckung am Tage des Gerichtes im Tale Josaphan beginnen soll.

Es treten danach noch eine Reihe angesehener Lehrer in Babylonien hervor; so der Freund und Schüler des Rab Huna, der Rab Hisda († 309 n. Chr.), der zehn Jahre lang Schulhaupt in Sura war und als geistreicher Schriftausleger und scharfsinniger Disputator großes Ansehen genoß; so der durch sein ungeheures Gedächtnis, kraft dessen ihm der große Überlieferungsstoff fast ganz gegenwärtig war, sehr bekannte Rab Schescheth; so Rabba bar bar Hana, der die phantastischsten Reiseberichte und Geschichten über seine Seefahrten brachte und ein geistiger Vorfahr Münchhausens war.

Die Höhe erreichte das scharfsinnige Forschen und Disputieren, ja die Haare spaltende Art dieser Weisen unter den Lehrern Abaji, Sohn des Kajlil, der um 330 Schulhaupt in Pumbaditha war, und Raba bar Joseph bar Huna. Ihre zuweilen sich um die wunderlichsten Kleinigkeiten drehenden Wortgefechte sind zum Teil noch im Talmud erhalten. Endlich ist hervorzuheben Rab Aschi, der 52 Jahre Haupt der Schule in Sura gewesen ist und dort in dieser langen Zeit während der Monate Adar und Elul den ganzen Talmud — einen größeren Teil sogar zweimal — durchnahm. Auf ihn wird der Abschluß und die Zusammenfassung des babylonischen Talmuds zurückgeführt († 427). Denn er sammelte und ordnete die bisherigen Erklärungen, Untersuchungen und Bestimmungen, die bisher zur Mischna gegeben waren, eine Sammlung, die man, wie oben erwähnt, „Gemara" nennt und mit der Mischna zusammen unter dem Namen des Talmud versteht. Sie enthält die „Halacha", d. h. die gesetzlichen Bestimmungen und die Haggada, d. h. die Auslegungen, Erklärungen und Erzählungen der verschiedensten Rabbiner. Das Werk, zu dem dann später noch so manches hinzugefügt ward, umfaßt im Druck 12 Folioseiten und enthält nun den gesamten Stoff für die geistige Erziehung und Bildung des Juden. Das Bibelstudium genügt nicht. Höher steht schon die Beschäftigung mit der Mischna, am höchsten aber die mit dem ganzen Talmud. Für Geschlechter und Geschlechter galt wie einst die Thora, so jetzt der Talmud als das Gefäß, in das Gott alle seine Weisheit, alle Lehren über Recht und Sittlichkeit gelegt hätte. Darum galt von ihm, was nach Ps. 1 von der Thora gesagt wird: man hat über ihm zu sinnen Tag und Nacht. Dies Studium führt zur rechten Frömmigkeit und zur Belohnung durch die Gottheit auf Erden und im Himmel. So wird die Jugend zehn Jahre lang (8. 18. Jahr) in ihm unterrichtet; so weiht auch der Erwachsene volle zwei Tage der Woche der Versenkung in diese Quelle jüdischer Frömmigkeit und Weisheit. Natürlich mußte das für die Entwicklung der jüdischen Geistesart von der größten Bedeutung sein. Zunächst bewirkte es eine ganz einseitige Ausbildung des Gedächtnisses. Der Fromme ist daran zu erkennen, daß er möglichst viele Teile des Talmuds gegenwärtig hat. In der Schule liest der Lehrer die Abschnitte vor und erklärt sie, der Schüler lernt sie auswendig. Daß eine so einseitige Ausbildung des Gedächtnisses nur auf Kosten anderer Geisteskräfte geschehen kann, liegt auf der Hand. Einmal wird

anderer Arbeit die Zeit entzogen, dann aber wirkt die Belastung mit einem solchen Wissen um die Meinungen der Väter hindernd auf das eigene selbständige Nachdenken und Forschen ein. Und dies Forschen selbst erhält durch den Talmud seine Form und seinen Inhalt. Seine Form: der Talmud ist kein Werk, das nach bestimmten Gesichtspunkten systematisch geordnet wäre. Vielmehr bietet er uns einen Wust von Meinungen und Gegenmeinungen, von Erzählungen und Exkursen in einem oft wunderbaren Gemisch und Durcheinander. So kommt die dem Juden eigene sprunghafte Art des Denkens und Disputierens zum Teil wohl von dem Talmudstudium her. Die Sätze im Talmud sind oft kurz und abgerissen, rätselhaft und dunkel und erfordern großen Scharfsinn, der in der Sache vielfach nicht begründet ist. Nicht bloß die zum Scharfsinn reizenden dunklen Partien, sondern auch die hier vorliegende scharfsinnige, oft überscharfsinnige Weise der Rabbiner hat sehr nach der Seite der einseitigen Ausbildung des Scharfsinns und Intellektes auf Kosten des Gemütslebens gewirkt.

Der Sinn für das Einfache, Natürliche erstirbt unter dem Streben nach geistreichem Spiel mit Worten und Gedanken. All dies, was uns bei dem Juden auffällt, geht der Wurzel nach auf den Talmud zurück. Ihm verdankt er aber auch den Inhalt seines geistigen Lebens und Fühlens. Es ist doch Gott, sein Wille und sein Wort, um das sich hier alles dreht. Hier findet er, was seinem Geist und seiner Seele nottut. Und wenn auch für den Talmud mit seiner großen Einseitigkeit eigentlich nur der Gott Israel und sein Volk existiert und das übrige Weltwissen, als nicht der Rede wert, verschwindet, so hat doch die durch dies Werk gewollte und erreichte Beschäftigung der Juden nur mit ihrer Religion etwas Großartiges und Eindrucksvolles. Das Judenvolk ward dadurch immer mehr das Volk der Religion, und in vielen Fällen bedeutete die Bindung an den Talmud doch eine Hebung der religiösen Erkenntnis und des sittlichen Standes. Denn neben vielem Geringen und Gemeinen finden sich doch auch edle echtprophetische Worte, schöne ergreifende Erzählungen und tieferbauliche Gedanken.

Aber daneben steht nun die weitüberwuchernde Masse kleiner und kleinlichster Bestimmungen und Gesetze, vornehmlich ritueller und kultischer Art, die den sittlichen Forderungen gleich gewertet werden; steht die Tatsache, daß hier ein ganzes Volk mit seinem religiösen, geistigen und kulturellen Fühlen an eine weit zurück-

liegende Kulturstufe gebunden wird. Damit ist jede Entwicklung und Weiterbildung unmöglich gemacht. Eisige Erstarrung ist die Folge. Eine Reform von innen heraus ist unmöglich. Denn bei aller Verschiedenheit, allen Widersprüchen ist und bleibt der Geist doch derselbe: es handelt sich nicht um ein Ringen nach der Wahrheit, die Wahrheit ist ein für allemal gegeben, und die Disputiererei hat nicht die Erringung der Wahrheit, sondern letztlich abstoßende Rechthaberei zum Ziel. Die Grundwahrheit aber ist, daß Jahwe der Gott der Juden ist, daß die Juden sein Volk sind. Die Nationalreligion, eine schon vom Griechentum, geschweige denn vom Christentum überholte Kulturstufe der alten Welt: hier ist sie noch Voraussetzung und Grund alles Denkens.

Daß damit der modern empfindende Mensch keinen Bund schließen kann, daß sein religiöses, sein menschliches, sein geistiges Empfinden dem ganz und gar widerstrebt, bedarf keiner Bemerkung. Der Talmud schließt seine Jünger selbst von der menschlichen Kultur, ihrer Entwicklung, ihren Segnungen aus, und wo hier und da bei Rabbinern eine Hinneigung zu dieser hervortrat, hat ihnen die Judenschaft nicht recht gegeben. Denn die Kultur ist ein Werk der Gojim, der Talmud aber im letzten Grund ein Geschenk Jahwes, des Gottes Israels. Ein modern empfindender Jude muß den Talmud aufgeben, wird ihm vielleicht ein historisches Interesse bewahren, muß ihn aber als das nehmen, was er ist, als ein Werk asiatischer, jüdisch-babylonischer Herkunft aus der Zeit des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Mit diesem Werk hatte die babylonische Judenschaft ihr Werk getan. Fortan ist ihres Bleibens in Persien nicht mehr. Eine blutige Verfolgung unter Firduz (470) gibt den Anlaß zu massenhafter Auswanderung. Viele begeben sich nach Indien, wo ihnen, wie es heißt, vom Könige von Cranganor Ländereien angewiesen, besondere Vorrechte eingeräumt wurden. Andere wieder zogen nach Arabien, wo wir zur Zeit des Muhamed z. B. in Medina besondere Judenquartiere vorfinden und wo sie mit ihrer Religion auf den Stifter des Islam nicht ohne Einfluß gewesen zu sein scheinen. In Babylonien ist ihre Rolle ausgespielt.

c) Byzanz und die Juden.

Ebenso in dem Gebiete des oströmischen Reiches. Zwar das Mailänder Edikt Constantins vom Jahre 312 gewährte auch den

Juden Duldung wie allen Religionen im Reich. Ihre Führer und Rabbiner sollten dasselbe Ansehen, dieselben Rechte genießen wie die christlichen und heidnischen Priester. Sie waren von der Verpflichtung, lästige städtische Ämter zu übernehmen, befreit. Aber im Jahre 315 kam Constantin — wohl unter christlichem Einfluß — von dieser weitherzigen Stellung gegenüber der „schädlichen und ruchlosen Sekte" der Juden zurück. Vor allem nahm er sich der zum Christentum übertretenden Juden an, die von ihren Volksgenossen mit besonders blutigem Haß verfolgt, ja als Verräter an ihrem Volk vogelfrei und des Todes wert erklärt wurden. Anderseits wurde jüdische Proselytenmacherei auf das strengste untersagt. Der Proselyt selbst wie der Jude, der ihn zum Judentum verführt hatte, durfte einer harten Strafe gewärtig sein. Das traf die Juden hart genug. Denn ihre meist nichtjüdischen Sklaven mußten nach ihrem Gesetz beschnitten werden (vgl. 1. Mos. 17). Und das geschah denn mit den Sklaven, auch gegen ihren Willen. Derartiges ziemte sich aber Christen gegenüber nach des Kaisers Meinung nicht. Denn es sei Unrecht, daß „die Erlösten des Heilandes unter der Knechtschaft der Mörder der Propheten und des Herrn seufzten". Der christliche Sklave erhielt seine Freiheit, sein jüdischer Herr wurde mit einer Geldstrafe gebüßt. Als das nicht half, wurde die Todesstrafe auf das Halten christlicher Sklaven gesetzt und schließlich dem Juden der Besitz irgendwelcher Sklaven überhaupt untersagt. — Die Tatsache, daß die Juden den Persern im Kampfe gegen Konstantin zur Seite standen, veranlaßte den Kaiser schließlich zu der Ausweisung aller Rabbiner aus Palästina nach Babylonien. Sie mußten diesem Gebot nachkommen, da das Zurückbleiben mit Todesstrafe belegt wurde. Die Folge war das Eingehen der Schule zu Tiberias und das Verkümmern des Judentums in Palästina überhaupt. Denn auch die meisten nachfolgenden Kaiser waren den Juden feindlich gesinnt. Und wenn einer wie Theodosius der Große († 395) dem christlichen Pöbel das Zerstören der Synagogen, das Bedrücken der Juden wehren wollte, so traf er auf den übermächtigen Einfluß der christlichen Bischöfe. Theodosius II. aber hob im Jahre 425 nach dem Tode des kinderlosen Patriarchen Gamaliel V. das palästinensische Patriarchat, nicht aber die Steuer aller Juden des Reiches an das Patriarchat auf. Sie floß in seine Kasse als die des Rechtsnachfolgers des Patriarchen. Theodosius II. verbot den Juden den Zutritt zu ehrenvollen und einflußreichen Stellen

und Ämtern, während er sie zu lästigen Diensten und Fronden, z. B. zum Militärdienst mit ihrer Person und ihrem Vermögen ausdrücklich verpflichtete.

Er erklärte in einer Verordnung, daß die Zerstörung der Synagogen erlaubt sei, wenn sie aus religiösen Zwecken erfolge, wie er denn selbst eine Synagoge in Konstantinopel zerstören, eine christliche Kirche an ihre Stelle setzen ließ. Die Juden wurden von da an in besondere Quartiere außerhalb der eigentlichen Stadt verwiesen, und das alles unter Billigung, ja Antrieb von christlichen Bischöfen wie Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus. Der bekannte Fanatiker Cyrill von Alexandrien durfte damals die Juden aus Alexandrien vertreiben, ihr Vermögen an den Pöbel verteilen. Daß die Juden eine solche Verachtung und Bedrückung mit gründlichem Haß erwiderten, war nur zu natürlich. Jeder Verkehr mit den Christen, sei es auch nur zum Zweck der Einführung in die hebräische Sprache, war bei ihnen verboten. Nur in seiner geheimen Zelle zu Bethlehem durfte Rabbi Chanina den Hieronymus aufsuchen und ihm seinen Unterricht im Hebräischen geben. Dieser aber konnte seinen nur aus wissenschaftlichen Gründen aufrechterhaltenen Verkehr mit den Juden allein dadurch vor den christlichen Fanatikern rechtfertigen, daß er erklärte, er verabscheue und hasse die Juden, da sie den Herrn in ihrer Synagoge verfluchten.

Justinian (527—65 n. Chr.) hat die bisherigen Verordnungen zusammengefaßt und durch den codex juris Romani, in dem die Juden als ehrlos angesehen und behandelt wurden, den Grund gelegt zur Behandlung der Juden im Mittelalter von seiten aller Staatslenker, Juristen und Beamten, die auf diesem codex fußten. Er wollte die Einheit seines Reiches auch durch die Einheit der Religion fest begründen und verfolgte darum wie die Häretiker so vornehmlich die Juden als die besonderen Feinde und Zerstörer des Christenglaubens. Sie durften ihr Passahfest nie vor dem christlichen Osterfest feiern. Ihre Kinder, die etwa zum Christentum übertraten, durften sie nicht enterben, lästigen und kostspieligen Ämtern durften sie sich nicht entziehen, aber die mit diesen verbundenen Einnahmen oder Ehren sollten ihnen nicht wie den christlichen Amtsträgern zufließen. Ja, auch in die gottesdienstlichen Angelegenheiten der Juden griff er ein, allerdings auf Anregung einer Partei der Juden selbst. Viele von diesen verstanden weder hebräisch noch aramäisch. So hatte für sie die Vorlesung der hebräischen Abschnitte der Bibel und

die hierauf folgende Vorlesung einer aramäischen Übertragung (Targum) keinen Sinn. Sie forderten anstatt dieser eine Übersetzung in griechischer Sprache.

Die griechische Sprache, die Verkehrs- und Amtssprache des oströmischen Reiches, galt aber den echten Juden als Sprache des grimmig verhaßten Edom; man pflegte mit dem Namen des verfluchten Edom in dieser die Heiden täuschenden, für die Juden aber leicht erkennbaren Verhüllung Rom zu bezeichnen. Nie und nimmer wollten die strengen Juden diese „Sprache Edoms" in ihren Synagogen vernehmen. Justinian aber entschied mit Recht, daß auf die Vorlesung des hebräischen Textes die griechische Übersetzung der betreffenden Abschnitte, sei es nach der Septuaginta, sei es nach Aquila, in dem sabbatlichen Gottesdienste zu folgen habe. Für Italiener empfahl er eine lateinische Übersetzung. Aber er ging noch einen Schritt weiter. Er untersagte die an die Vorlesung sich anschließende Auslegung und Vermahnung der jüdischen Lehrer in dem verwunderlichen Glauben, daß damit der jüdischen Erklärung des Alten Testamentes zugunsten der christlichen der Boden entzogen würde.

Daß eine derartige aus den Verordnungen des Kaisers sprechende Gesinnung, die sich dann auf die meisten seiner Nachfolger übertrug, bei den Christen immer mehr Dünkel und Gewaltsamkeit, bei den Juden immer mehr Haß und Verachtung weckte, ist leicht erklärlich. So kam es denn bald zu Juden-, bald zu Christenmetzeleien, je nachdem der Kaiser (Justin I. 518—27, Heraklius 628) oder der persische Herrscher Kosru II. (bis 627) die Oberhand in Syrien hatte. Und als darnach der Islam die Hand auf den asiatischen Besitz von Ostrom legte, war zwar der Bedrückung von seiten der Christen ein Ende gemacht. An die Stelle trat nun aber die islamische Behandlung der Juden. Nach den späteren, maßgebenden Worten Muhameds und den auf sie fußenden Staatsgesetzen Omars, des zweiten Nachfolgers von Muhamed, sind die Juden von Religions wegen ebenso wie die Christen Bürger zweiter Klasse. Die Muslims sind die Herren. Die „Ungläubigen", die Knechte, sind stets in untergeordneter Stellung zu halten. Infolgedessen ist von einer weiteren Geschichte des Judentums hierselbst keine Rede. Die kulturellen und sozialen Verhältnisse bleiben schließlich immer die gleichen, wenn auch die Juden im Irak dafür, daß sie sich gegen die Perser auf die Seite der Araber stellten, von Omar mit mancherlei Vergünstigungen belohnt wurden und eine

gewisse Nachblüte zeitigten. Wieder finden wir an der Spitze der Juden einen Exilsfürsten mit fürstlicher Stellung und fürstlichen Einnahmen. Daneben gewinnen die Schulhäupter von Sura und Pumbadita Bedeutung und Ansehen, was sich schon in dem von 660 an gebräuchlichen Titel Gäon, d. h. Durchlaucht, für sie zeigt. Und mit der Ausdehnung der Macht und des Reiches der Kalifen wächst auch das Ansehen dieser Gäonen. Sie treffen gesetzliche Entscheidungen für die Juden bis nach Indien im Osten, Spanien und Frankreich im Westen und beziehen von all diesen Teilen Einnahmen. Das Hebräische und Aramäische tritt hinter dem Arabischen, der Sprache des Reiches der Kalifen, zurück. Ja, Arabisch wird jetzt auch Literatursprache der Juden. Man versucht auch die Gottesdienste reicher und lebendiger zu gestalten, vom Talmud fort zur heiligen Schrift vorzudringen. Aber viel auf sich hat das alles nicht gehabt. Der Schwerpunkt der Welt- und Menschengeschichte verlegt sich immer mehr nach dem Westen. Damit verliert auch das Judentum des Ostens seinen Einfluß und seine Bedeutung. Die Schulen in Sura und Pumbadita gehen ein.

d) Westrom und die Juden.

Es kommt vielmehr jetzt auf die Geschichte und Entwicklung des westeuropäischen Judentums an. Nach dem Westen waren die Juden hauptsächlich als Händler gezogen. Dem römischen Heere, der römischen Verwaltung folgte der jüdische Kaufmann. Die Ordnung und Sicherheit innerhalb des Reiches, die vortrefflichen Straßen und Verbindungen — alles das kam dem jüdischen Händler zugute, und er wußte es wohl auszunutzen. Wo römische Kolonien entstanden und aufblühten, war der Jude bei der Hand. Er lieferte dem Kolonisten, was er zu seiner Tätigkeit und Lebenshaltung nötig hatte; er weckte und deckte die Bedürfnisse der neu unterworfenen Völker, sei es der Germanen, der Briten, der Iberer u. a. m. Mit den Erzeugnissen der römisch-griechischen Kultur vermittelte er diese auch selbst an die Barbarenvölker. Kein Wunder demnach, daß wir den Juden überall antreffen, und daß er gewissermaßen eine lebendige Brücke zwischen den Kulturzentren und den Außenposten des römischen Reiches darstellt. So verhaßt der Jude den Römern erscheint, so verächtlich sie ihn auch behandeln: sie kommen doch nicht recht ohne ihn

aus. Und daß dies Gefühl sich nicht selten in Bedrückung und Gewalttätigkeit umsetzt, kann kaum wundernehmen.

Immerhin hatten die Juden hier vielfach ein etwas besseres Los als im Osten. Die Goten wenigstens wollten nichts von Zwang in Glaubensdingen wissen. Das war natürlich den Juden von Vorteil. So ließ z. B. Theoderich der Große ihren Kult, ihre Gebräuche durchaus unangetastet. Anderseits — und das war die Kehrseite dieser Duldung für die Juden — verbot er auch das Beschneiden christlicher Judensklaven. Das war ja ein Religionszwang von seiten der Juden, und das durfte nicht sein. Mit dem Fall der Gotenherrschaft fiel auch diese verhältnismäßig ruhige und günstige Zeit für die Juden dahin. Das wußten sie sehr wohl, und darum widerstanden sie zäh und mannhaft — wenn auch vergeblich — den Versuchen Belisars, Neapel zu erobern. Doch trat an die Stelle der kurzen byzantinischen Herrschaft in Italien sehr bald der bestimmende Einfluß des römischen Bischofs, dessen Stellung auch nach dieser Richtung hin ziemlich maßgebend wurde. Und die Bischöfe bemühten sich, gerecht und billig zu sein und stehen in dieser Beziehung bedeutend höher wie die die oströmischen Kaiser. Gregor I. versucht in seinen verschiedenen Anweisungen die Juden vor Bedrückung und Rechtsbeugung zu schützen. Von einem Zwang zum Christentum für sie will er nichts wissen. Man soll sie zu überzeugen suchen, im übrigen aber ihre Feiern und Feiertage nicht stören. Daß Juden christliche Sklaven haben, sollte nicht sein, vor allem nicht, daß ihre christlichen Sklaven beschnitten würden. Aus der steten Wiederholung dieser Forderung kann man aber wohl entnehmen, daß sie sich nicht durchsetzte. Und das ist nicht zu verwundern. Denn der Hausklave, der die Speisen bereitete und darreichte, durfte kein Heide sein. Ein Nichtjude hatte diese nicht einmal zu berühren. Sonst waren sie ja unrein und damit für den Juden ungenießbar. Jüdische Sklaven waren aber selten; so half man sich mit beschnittenen nichtjüdischen Sklaven. Gewiß lief da mancher Christ mit unter. Dieser sollte nun das Recht haben, den Juden zu entspringen, wenn er sich in seiner Religion irgendwie beengt fühlte. Da die Juden das gute Geschäft des Sklavenhandels in Händen hatten, war das immerhin eine gewisse Hemmung ihres Handels, über die sie sich natürlich gern hinwegsetzten.

Eine eigentliche Geschichte und Entwicklung hat aber das Judentum in dem weströmischen und dem folgenden fränkischen

Reiche nicht aufzuweisen. Das gilt nur von der Judenschaft in Spanien unter der Herrschaft der Westgoten und der islamischen Mauren. Hier kommt es zu einer wirklich glänzenden Entfaltung der jüdischen Gaben, des jüdischen Geisteslebens, die weit über den Talmud hinaus und von ihm abführt. Aber die Schilderung davon liegt jenseit der mit dem Jahre 600 gesteckten Zeitgrenze und würde ein Büchlein für sich in Anspruch nehmen.

Sach- und Namenverzeichnis.

Alexander der Große in Jerusalem 49.
Alexandra, Frau des Jannäus 71.
Alexandra, Mutter der Mariamne 73.
Antiochus der Große 50.
Antiochus Epiphanes 51 f.
Antipater I. 72.
Antipater II. 72.
Antipas 76.
Antipas 78.
Aristobul I. 57.
Aristobul II. 57.
Aschi, Rab Aschi 96.

Beschneidung 21.
Bundeslade 7 f.

Constantin 98 ff.
Cranganor von Indien 98.

David 3—4.
Daniel 60 ff.
Dekalog 20.
Deuteronomium 11 ff.

Elephantine, jüdische Kolonie daselbst 46 f.
Esra 28 ff.
Essäer 70.
Ezechiel 17 ff.

Gregor I. 103.

Haggai 27.
Hasmonäer 53 ff.
Hellenismus 50 ff.
Herodes I. 73 ff.
Herodes Antipas 78 f.
Herodes Agrippa 84.
Hillel 43.
Hiob 44 f.
Hieronymus 100.
Hisda, Rab Hisda 95.
Huna, Rab Huna 95.
Hyrkanus, Johannes 71 f.
Hyrkanus, Alexandras Sohn 71 f.

Jason 51.
Jannäus, Alexander 57.
Jesus 81 ff.
Jesaja 8—10.
Johannes der Täufer 80.
Jonathan 54 f.
Juda 1 ff.
Judas Makkabi 54.
Justinian 100.

Kambyses 28.
Kyros I. 25 f.

Leontopolis, Tempel daselbst 33. 49.

Mattathias 53.
Mattathias, Sohn des Simon 56.
Menelaus 51 f.
Micha 10.
Mischna 88.

Nehardea, Schule daselbst 94.
Nehemia 31.

Onias 33.
Onias III. 51.

Parsismus, sein Einfluß auf das Judentum 47 f.
Phasael 72.
Pharisäer 63 f.
Pilatus 79.
Pompejus in Judäa 71 f.

Rab = Rab Abba Areka 92 ff.
Sabbat 20 f.
Sacharja 27.
Saddukäer 65.
Salomo 4 f.
Samariter 32.
Samuel, Mar Samuel 94.
Sanherib 17 f.
Schrift, heilige 15 f.
Septuaginta 49 f.
Serubabel 27.
Simon 54 f.
Sura, Schule 89. 92. 102.
Talmud 90—96.
Tempel zu Jerusalem 5 f.
Tempel zu Leontopolis 33.
Theoderich der Große 103.
Theodosius I. 99.
Theodosius II. 99 f.
Tobiaden 51.
Vitellius 79.
Weise 41 ff.
Weisheit 34.
Zeloten 69. 80.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Weisheit Israels

in Spruch, Sage und Dichtung

von

Professor Dr. J. Meinhold in Bonn

351 Seiten. Geheftet Mark 4.40

/ In Leinenband Mark 4.80 /

„Sein neues Buch will aber nicht nur ein Bild der ethischen und religiösen Anschauungen jener Zeit entrollen, es will nicht nur beschreiben und schildern, sondern zugleich nach dem Woher und Wohin, nach der Entstehung und Entwicklung der jüdischen Weisheit fragen Mit Recht darf der Verfasser geltend machen, daß er hiermit nicht nur der großen Zahl der religiös, in onderheit religionsgeschichtlich Interessierten, für die er in erster Reihe schreibt, sondern auch den Fachgenossen etwas Eigenartiges und Neues bringt, da das Thema nach der Entstehung und Entwicklung der jüdischen Weisheit auch in der fachgenössischen Literatur in gleicher Art noch nicht behandelt worden ist." Kölnische Zeitung.

„Diese schönsten Perlen biblischer Lehre werden von allen Seiten beleuchtet. Die Weltanschauung, die sich in ihnen birgt, ihre Entstehung und Entwicklung, ihre Ausgestaltung im Munde der Propheten bis herab zu den Schriftgelehrten .... Daß auch typographisch schöne Buch wird das sich gesteckte Ziel der volkstümlichen Belehrung und die Erweckung neuer Liebe zur alten Bibel gewiß erfüllen."
S. Krauß. Literar. Centralblatt für Deutschland.

„Ein glücklicher Gedanke, die Weisheit Israels als Ganzes und in ihrer geschichtlichen Entwicklung zur Darstellung zu bringen .... Mit feinem Sinn weiß der Verfasser überall da, wo das Christentum mit dieser Weisheit sich eng berührt, die grundsätzlich andersartige Orientierung des Christentums und somit seine innere Überlegenheit herauszuheben ... Das Buch ist nicht nur für Theologen, sondern auch für religiös interessierte Gebildete geschrieben und für beide der Beachtung ernstlich wert. Ein flüssiger Stil macht die Lektüre zum Genuß."
P. G. Müller. Neues sächsisches Kirchenblatt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Einleitung in das Alte Testament

Von Professor Dr. E. Sellin

165 Seiten. In Leinenband M. 3.20

„Der Verfasser sagt in der „Einführung", daß die Einleitungswissenschaft in das Gebiet „historisch-kritischer Forschung" gehöre. Diese bewege sich zwar in Zickzacklinien vorwärts, korrigiere sich aber immer selbst und nähere sich je länger je mehr der geschichtlichen Wahrheit. Dieser wissenschaftliche Standpunkt beherrscht das ganze Werk und macht es damit nicht nur für weitere, biblisch interessierte Kreise, sondern auch für den zünftigen Theologen zu einem brauchbaren Handbuch. Diesem „Konservatismus" fehlt alles Parteiliche. S. befleißigt sich in seinem Urteil der größten Vorsicht. Jeder wird es dem Verfasser gern glauben, daß hinter dem Buche größere Arbeit steckt, als es vielleicht dem ersten flüchtigen Blicke auf seinen Umfang erscheint." Theol. Literaturzeitung.

Die alttestamentliche Wissenschaft

in ihren gesicherten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichtes

Von Geheimrat Professor D. R. Kittel

2. Auflage. 255 S. mit 9 Tafeln und zahlr. Abb. In Leinenband M. 3.50

„Alle wichtigen Gebiete alttestamentlicher Forschung kommen zur Sprache, die Förderung derselben durch die bedeutsamen Erträge der Ausgrabungen innerhalb und außerhalb Palästinas, besonders der altbabylonischen; ebenso erfährt der Leser sorgfältige Einführung in die literaturgeschichtliche wie in die national- und religionsgeschichtliche Arbeit am Alten Testament. Es ist ein ungemein reiches Material, das dem Leser dargeboten wird und dazu in einer höchst anziehenden und allgemeinverständlichen Form. Hoffentlich findet das Buch nicht bloß bei Lehrern, sondern auch bei Theologen weite Verbreitung und sorgfältiges Studium. Niemand wird es ohne Gewinn aus der Hand legen." J. W. Rothstein. Theol. Literaturbl.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Tiere der Vorzeit. Von Rektor E. Haase.
Dies Buch bietet Schilderungen einer Reihe besonders interessanter Vorwelttiere in Wort und Bild dar. Ohne sich auf trockene Beschreibungen einzulassen, erzähltes vor allem von dem Leben jener Tierwelt. Es ist nicht nur für die erste Einführung geeignet, sondern wird auch solchen Lehrern, die sich schon mit dem Gegenstande beschäftigt haben, eine Fülle neuer Anregungen bieten.

Die Tiere des Waldes. Von Forstmeister K. Sellheim.
„Die Sehnsucht nach dem Walde ist dem Deutschen eingeboren ... Aber wie wenig wird er dabei das Tierleben gewahr, das ihn da umgibt. Da wird dieses Buch ein willkommener Führer und Anleiter sein."
Deutsche Lehrerzeitung.

Unsere Singvögel. Von Professor Dr. A. Voigt.
„Mit nicht geringen Erwartungen gingen wir an Professor Voigts neuestes Buch. Aber als wir nur wenige Abschnitte gelesen, da konnten wir mit Freude feststellen, daß diesmal der Meister sich selbst übertroffen."
Nationalzeitung

Das Süßwasser-Aquarium. Von C. Heller. 2. Aufl.
„Dieses Buch ist nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Aquarienfreund, sondern es macht vor allen Dingen seinen Leser mit den interessantesten Vorgängen aus dem Leben im Wasser bekannt ..."
Bayersche Lehrerzeitung.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefft.
„Die einheimischen, für den Anfänger zunächst in Betracht kommenden Arten sind vorzüglich geschildert in bezug auf Lebensgewohnheiten und Pflegebedürfnisse — die fremdländischen Terrarientiere nehmen einen sehr breiten Raum ein."
O. Kr. Pädagogische Reform.

Bienen und Wespen. Von Ed. Scholz.
„Das Interesse der Naturfreunde wendet sich meist den farbenprächtigen Schmetterlingen und Käfern zu. Darum freut es um so mehr, daß ein gründlicher Kenner einmal die Ergebnisse jahrelanger Beobachtung der Stechimmen in einem so volkstümlich geschriebenen Buche niederlegt".
Landwirtschaftl. Umschau.

Die Ameisen. Von H. Viehmeyer.
„Viehmeyer ist allen Ameisenfreunden als bester Kenner bekannt. Von seinen Bildern kann man sagen, daß sie vom ersten bis zum letzten Wort der Natur geradezu abgeschrieben sind."
Thüringer Schulblatt.

Die Schmarotzer der Menschen und Tiere. Von Dr. v. Linstow.
„Es ist eine unappetitliche Gesellschaft, die hier in Wort und Bild vor dem Leser aufmarschiert. Aber gerade jene Parasiten ... verdienen von ihm nach Form und Wesen gekannt zu sein, weil damit der erste wirksame Schritt zu ihrer Bekämpfung eingeleitet ist."
K. Süddeutsche Apotheker-Zeitung.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer. Von E. Reukauf.

„Nur wenige haben eine Ahnung von dem ungeheuren Formenreichtum und eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Wesen jener Mikroorganismen, die unsere Gewässer bevölkern. Als ein Schlüssel hierzu wird das vorliegende Bändchen vorzüglich geeignet sein."

Deutsche Zeitung.

Unsere Wasserinsekten. Von Dr. G. Ulmer.

Für Freunde des Wassers, für Liebhaber von Aquarien ist dies Buch geschrieben. Es bietet eine Fülle von Anregungen und wird den Leser veranlassen, selbst hinauszuziehen in die Natur, sie mit eigenen Augen zu betrachten.

Aus Seen und Bächen. Von Dr. G. Ulmer.

Zusammen mit Ulmers Wasserinsekten bildet die Schrift ein kleines Lehrbuch der Hydrobiologie. Der erste Teil bringt in reichillustrierten Einzeldarstellungen das niedere Tierleben unserer Binnengewässer zur Anschauung. Der zweite Teil handelt von dem Tierleben der einzelnen Gewässerformen, mit besonderer eingehender Berücksichtigung des Plankton.

Wie ernährt sich die Pflanze? Naturbeobachtungen draußen und im Hause. Von O. Krieger.

Entgegen dem alten Brauche, den Tätigkeitstrieb der Jugend in die Bahnen des Naturaliensammelns zu lenken, will dies Buch den Leser zu einer selbsttätigen Beschäftigung mit der Natur anleiten. Durch Wald und Feld, durch Wiese und Garten wird er geführt, um Beobachtunggen zu sammeln und mittels einfacher Vorrichtungen Versuche anzustellen.

Niedere Pflanzen. Von Prof. Dr. R. Timm.

„In dieser Weise führt das kleine Büchlein den Leser in die gesamte Welt der so mannigfachen Kryptogamen ein und lehrt ihn, sie verständnisvoll zu beobachten."

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Häusliche Blumenpflege. Von Paul F. F. Schulz.

„Der Stoff ist mit großer Übersichtlichkeit gruppiert, und der Text ist sofaßlich und klar gehalten, außerdem durch eine Fülle von Illustrationen unterstützt, daß auch der Laie sich mühelos zurechtfinden kann.... Dem Verfasser gebührt für seine reiche, anmutige Gabe Dank."

Pädagogische Studien.

Der deutsche Obstbau. Von F. Meyer.

„Der Obstbau ist ein Zweig der Bodenkultur, der heute mit besonderer Energie gefördert wird. Dieses Buch möchte weiteren Kreisen einen Einblick geben in die Betriebsweise des gegenwärtigen deutschen Obstbaues, es will insbesondere auch dem Besitzer des kleinen Gartens ein Ratgeber und Wegweiser sein.

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlages

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 047 752 1

Chemisches Experimentierbuch. Von O. Hahn.
Das Buch will jedem, der Lust zum chemischen Experimentieren hat, mit einfachen Apparaten und geringen Mitteln eine Anleitung sein, für sich selbst im Hause die richtigsten Experimente auszuführen.

Die Photographie. Von W. Zimmermann.
„Das Buch behandelt die theoretischen und praktischen Grundlagen der Photographie und bildet ein Lehrbuch bester Art. Durch die populäre Fassung eignet es sich ganz besonders für den Anfänger."
„Apollo", Zentralorgan f. Amateur- u. Fachphotogr.

Beleuchtung und Heizung. Von J. F. Herding.
„Ich möchte gerade diesem Buche seiner praktischen, ökonomischen Bedeutung wegen, eine weite Verbreitung wünschen. Hier liegt, vor allem im Kleinbetrieb, noch vieles sehr im argen." Frankf. Zeitung.

Kraftmaschinen. Von Ingenieur Charles Schütze.
„Schützes Kraftmaschinen sollten deshalb in keiner Schülerbibliothek, weder an höheren noch an Volksschulen, fehlen. Das Büchlein gibt aber auch dem Lehrer Gelegenheit, seine technischen Kenntnisse schnell und leicht zu erweitern." Monatsschrift für höhere Schulen.

Signale in Krieg und Frieden. Von Dr. Fritz Ulmer.
„Ein interessantes Büchlein, welches vor uns liegt. Es behandelt das Signalwesen von den ersten Anfängen im Altertume und den Naturvölkern bis zur jetzigen Vollkommenheit im Land- und Seeverkehr."
Deutsche Lehrerzeitung.

Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen. Ein Beitrag zur Charakteristik d. Nordsee u. Niederelbe. Von Dr. F. Dannmeyer.
„Mit über 100 guten Bildern interessantester Art, mit Zeichnungen und zwei Karten versehen, führt das Buch uns das Schiffahrtsleben in anschaulicher, fesselnder Form vor Augen, wie es sich täglich an unseren Flußmündungen abspielt."
Allgemeine Schiffahrts-Zeitung.

Naturgeschichte einer Kerze. Von M. Faraday. 5. Aufl. Mit einem Lebensabriß Faradays. Herausgeg. v. Prof. Dr. R. Meyer. 202 S. mit zahlr. Abbildg. In Leinenbd. M. 2.50.
„In übrigen ist ‚die Naturgeschichte einer Kerze' geradezu zu einem klassischen Buche für die Jugend geworden, in dem der Verfasser an einem begrenzten Stoffe in lebendig wirkender, anregender Darstellung fast alle im Weltall wirkenden Gesetze behandelt und die Leser in das Studium der Natur einführt." Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.

Verlagskataloge, Verzeichnisse der Sammlungen
Wissenschaft und Bildung / Naturwissenschaftliche Bibliothek
versendet unentgeltlich und portofrei der Verlag
Quelle & Meyer in Leipzig, Kreuzstraße 14